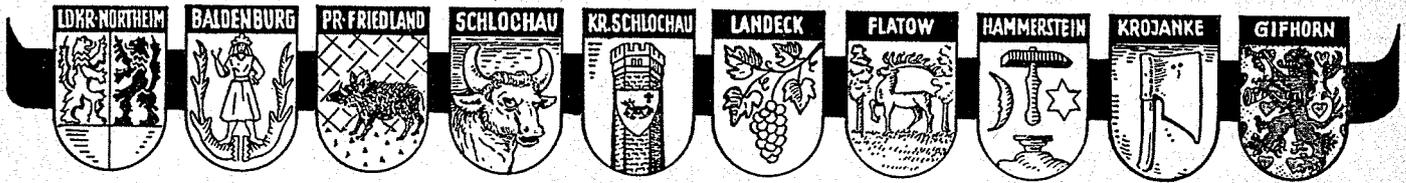


Neues Schlochauer DZC Flatower Kreisblatt



16. Jahrgang

Bonn, 19. November 1968

Nummer 11 (191)

Vorweihnachtliche Bräuche der Heimat

Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen in der Erinnerung

Besonders in der besinnlichen Zeit des schönen Advent gehen unsere Gedanken zurück in die Heimat, wenn der Schnee Feld und Wald, Tal und Hügel einhüllte. Bisweilen erinnert sich manch einer an die selige Kinderzeit, wenn man am Fenster, das Näschen plattgedrückt, hinauschaute in die Weite, um dem Schneeflockenwirbel zuzusehen und sehnsüchtig die Tage bis Weihnachten abzählte.

Abends pflegten die „Alten“ zu musizieren oder zu lesen. Wie köstlich zum Beispiel „Der Hungerpastor“ von Wilhelm Raabe. Wie tröstlich die Adventskerze ihr Licht verbreitete.

Die Kleinen saßen auf Wunsch der Großmutter am warmen Kachelofen zusammen, um den alten Märchen zu lauschen, während in der Bratröhre Äpfel brutzelten und ihren Duft verbreiteten. Es dauerte gar nicht lange — und es wurden Weihnachtslieder und -gedichte auswendig gelernt, bis die Petroleumlampe auf den Tisch gestellt, ihren trauten Schein auf die rotglühenden Gesichtlein fallen ließ.

Jene Abende im Schoße der Familie werden heute leider in den meisten Fällen durch Fernsehen und Radio verdrängt. Die Petroleumlampe von „anno dazumal“ hatte schon ihre Berechtigung. Für die Nerven auf jeden Fall. Man geht nun allmählich wieder dazu über, in der vorweihnachtlichen Zeit Kerzen aufzustellen und ein Dämmerstündchen zu halten. Nicht nur wegen der gewissen festlichen Note, sondern um eine trauliche Atmosphäre zu schaffen.

Auch im Vereins- und Schulleben wurden stimmungsvolle Adventsabende gestaltet, bei denen die Teilnehmer wirklich in Andacht versunken dasaßen. Wie sehr ihnen solche Veranstaltungen gefielen, ersieht man daraus, daß die Hörer noch nach Jahren von einem Reigen sprachen nach der Weise des Liedes „Maria durch 'nen Dornwald ging“ oder vom Christopherusspiel oder von der „Herbergssuche“.

Auch des Brauches, vor den Häusern zu singen (Kurrendesingen), sei gedacht. — Nachdem die musikalische Überraschung — sogar bei schneidendem Frost — gelungen war, öffneten sich die Türen zu den geheizten Wohnstuben. Ein warmer Trunk belohnte die eifrigen Sänger. Manche Weisen wurden drinnen nochmals gesungen. Nach einiger Zeit gings zur nächsten Familie oder ab und zu ins Städtische Krankenhaus. In den langen Korridoren schallte es besonders feierlich. Man brauchte sich im „Soloquartett“ nicht sonderlich anzustrengen. Der leicht angelegene Ton pflanzte sich machtvoll fort und ging bestimmt in die Herzen der Genesenden ein. Man weiß ja, wie schwer es empfunden wird, wenn einer der Lieben gerade zur Weihnachtszeit nicht daheim sein kann.

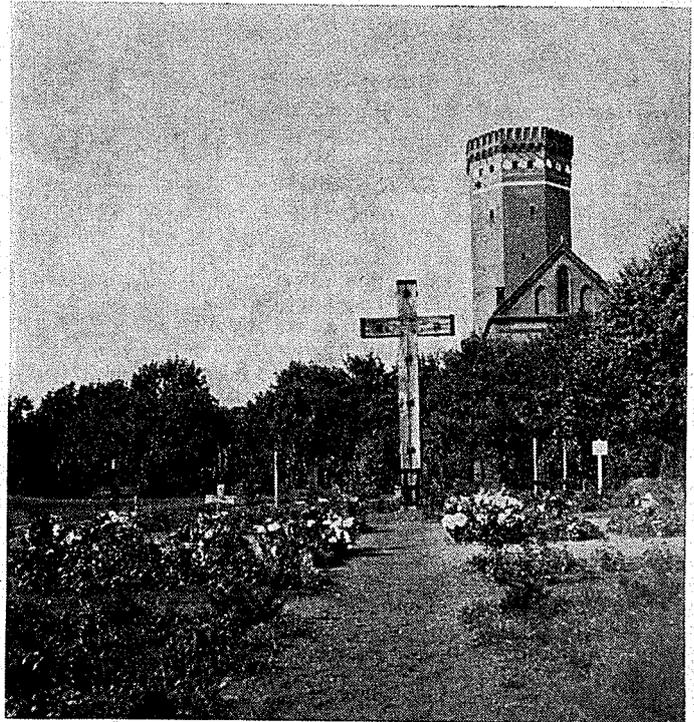
Ein weiterer musikalischer Moment bot sich gleichsam als Abschluß der vorweihnachtlichen Zeit in der Christnacht (Christmette), wenn unter Begleitung eines kleinen Orchesters die Lieder von „Fried und Freud“ erklangen. — Und das alles in freier Improvisation.

So ist es nur ein Schritt zurück von der Gegenwart in die Vergangenheit, den wir aber in der Erinnerung tun können.

Durch die Wipfel der alten Bäume in der Heide ging ein Rauschen und Raunen: Versneit liegt zwar die ganze Welt; doch so undurchsichtig die Zukunft auch sei, „Christ, der Retter ist da!“ und: erinnere dich stets dieses großen Geheimnisses.

So mögen uns die Bilder der Vergangenheit in diesen Tagen wieder recht lebhaft vor Augen treten.

Bruno Liebsch, Bückeberg



Gräber von Gefallenen des 2. Weltkrieges auf dem Schlochauer evang. Friedhof.

Vor 50 Jahren begann es!

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, eine Generation stirbt aus, eine Generation, welche die Anfänge des Ringens um unsere Heimat erlebte. Dieses Ringen um Recht, Heimat und die Erhaltung der Erinnerung können nur erlebt sein, nicht auf vage Vermutungen und unsichere Weitergaben von Gerüchten sich stützen, sonst sind sie wie vieles heute, was inhaltlos und nicht den Ereignissen entsprechend dargestellt ist.

Es geht um unsere Heimat, damals wie heute und auch in der Zukunft!

Westpreußen waren wir damals, mit der Provinzialregierung in Danzig, dem Regierungsbezirk Marienwerder, dem unsere Heimatkreise unterstanden.

Auch die Provinz Posen mit dem Regierungsbezirk Bromberg als unser nächster Nachbar, stand nicht nur am Rande des Geschehens.

Wer weiß heute noch um die Dinge, die sich damals entwickelten und deren Folgen im Laufe von 50 Jahren sich immer tragischer für uns auswirkten?

Es war im Frühling des Jahres 1916; mit dem Zeugnis für die Obersekunda des humanistischen Gymnasiums zu Bromberg in der Tasche, ging ich zu den Soldaten nach Thorn, einer wichtigen Stadt unseres Ostens. — Vor wenigen Wochen hatte ich Gelegenheit, mit einem Schulkameraden aus dieser Zeit in Dortmund zusammenzukommen, der von einem Treffen unseres Jahrganges in Berlin berichtete. Nur noch 14 Mitschüler sind auffindbar, die anderen 20 hat das Schicksal verweht. Und auch hier wurde die Zeit von damals wieder lebendig.

(Fortsetzung Seite 2993)

Unsere nächsten Heimattreffen

Landesgruppe Stuttgart

Liebe Heimattreue der Landesgruppe Südwest in Stuttgart!
Unsere Advents- und Nikolausfeier findet in diesem Jahre bereits am **Sonnabend, dem 30. November 1968, ab 17.00 Uhr** in der „Stuttgarter Kellerschenke“, Stuttgart, Theodor-Heuß-Straße 2 a statt.

Wir laden dazu alle Heimattreue aus unseren Heimatkreisen Schlochau und Flatow herzlich ein. Besonders die Kinder bitten wir zu kommen, denn der Nikolaus möchte alle sehen; auch wird er ihnen etwas mitbringen.

Die Erwachsenen mögen wieder kleine Geschenke für die Tombola mitbringen, damit ein kleiner Teil der Unkosten durch diese gedeckt werden kann.

Die **Neuwahl** des Gesamtvorstandes wird an diesem Tage ebenfalls durchgeführt.

Mit Heimatgrüßen
Der Vorstand

Gruppe Rhein/Ruhr

Liebe Heimattreue an Rhein und Ruhr!

Wie bereits in der Oktobernummer unseres Kreisblattes bekanntgegeben, treffen wir uns zu unserer diesjährigen

Adventsfeier

am **Sonntag, dem 1. Dezember 1968 in Essen im Restaurant „Grugahof“, Alfredstraße 122 (Rüttenscheid) ab 16 Uhr.** Busverbindung ab Essen-Hauptbahnhof in Richtung Heidhausen, Velbert, Wuppertal, Düsseldorf. Haltestelle direkt Grugahof. Straßenbahnen in Richtung Rüttenscheid und Bredenev, Haltestelle Rathaus Rüttenscheid, von dort zu Fuß (gleich rechts) bis zur Alfredstraße.

Unsere „besinnliche Stunde“ beginnt pünktlich um 18 Uhr. Wir werden unter anderem einen Bericht von meiner Reise nach West- und Ost-Berlin mit Lichtbildern hören und sehen. Alle Landsleute werden daher herzlich gebeten, zu unserer Feier zu erscheinen. Und bitte vergessen Sie nicht, das **Päckchen** im ungefähren Wert von 2,— DM für den „Grabbelsack“ mitzubringen!

In heimatlicher Verbundenheit grüßt
Ihre Gertrud Mogk

Ortsverband Lübeck

Am **Sonntag, dem 15. Dezember 1968 — um 16 Uhr —** beehrt der Ortsverband Lübeck im großen Saal des Hauses „Deutscher Osten“ eine

vorweihnachtliche Feierstunde,

zu der alle Einwohner der Kreise Flatow und Schlochau im Raum Lübeck recht herzlich eingeladen werden.

Gleichzeitig geben wir unsere Versammlungstermine für das Jahr 1969 bekannt. Die Landsleute beider Kreise treffen sich jeweils im Haus „Deutscher Osten“ — Hüxtertor-Allee 2 — am **9. März, 8. Juni, 28. September und 14. Dezember 1969.**

Spende für die Jugendarbeit

Für die Jugendarbeit des Heimatkreises Schlochau wurden gespendet:

Spender: Joachim von Münchow, Lübeck Betrag: 100,— DM

Weihnachtsausgabe des Kreisblattes

Alles zur Veröffentlichung in unserer Weihnachtsausgabe Bestimmte muß bis zum 2. Dezember beim Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045 vorliegen. Allen Landsleuten bietet sich wieder Gelegenheit, in Form einer kleinen Anzeige ihren Freunden und Bekannten Weihnachtsgrüße und Neujahrglückwünsche auszusprechen. Es wird gebeten, als Unkostenbeitrag einen Betrag von DM 3,— beizufügen. Dieser Betrag kann auch in Briefmarken den Schreiben beigelegt werden.

Jeder zweite glaubt an Wunder

Aufschlußreiche Ergebnisse polnischer Meinungsumfragen

„Die Erziehung zum Patriotismus... läßt bei uns im Hinblick auf die notwendige gesellschaftliche Integration und die Stärkung des allgemeinen Nationalbewußtseins zu wünschen übrig. Es gilt daher, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß die Erziehung in diesem Sinne den ihr gemäßen Rang in unserem Schul- und Hochschulwesen erhält.“ So lesen wir unter dem Titel „Die irritierende ‚Bananen-Jugend‘/Meinungsumfragen 1968“ in der Ausgabe 39 vom 29. 9. 1968 der Warschauer Stu-

denzeitschrift „I tak dalej“ (Undsoweiter). Und abschließend: „Es werden bei uns häufig Attacken gegen die sogenannte ‚Bananenjugend‘ geritten, gegen jene Kreise unserer Jugend, die zynisch, ideenlos, indifferent dahinlebt... Ein mehr oder weniger repräsentatives Meinungsbild hinsichtlich der entschlossenen Abwehr gegenüber solchen Elementen bietet unsere Umfrage.“

Meinungsumfragen sind in der polnischen Presse — insbesondere in Jugendzeitschriften — nicht erst seit gestern sehr beliebt. Seit den Tagen des „polnischen Oktober“ wurde noch jede Regung jugendlichen Aufbegehrens und freiheitlicher Willensbekundung von derartigen Befragungsaktionen begleitet — nicht selten mit Hilfe von Umfrage-Ergebnissen überspielt und gestoppt.

Unser nachfolgender Querschnitt durch einige der jüngsten Umfragen berücksichtigt lediglich Befragungsaktionen, bei denen angenommen werden kann, daß sie dem tatsächlichen Meinungsquerschnitt in Polen entsprechen.

Ungelöste Probleme

Knüpfen wir zunächst an die bereits zitierte Umfrage unter Warschauer Hochschülern an. Insgesamt 1674 Studenten und Studentinnen nahmen in der polnischen Hauptstadt Stellung zu einer einzigen Frage; sie lautete: „Welche Probleme unseres Landes bedürfen nach Ihrer Meinung vorrangig einer Lösung?“ „Die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande“ sahen 627 Befragte (37 v. H.) als vorrangig an; die Steigerung der Konsumgüterproduktion rangiert an 2. Stelle (611); es folgten „die Liquidierung des Vagabundentums und des Alkoholismus“ (326), „Änderungen in der Kader-Politik und in den Lohnverhältnissen“ (184), „Die Entwicklung bzw. Intensivierung des politischen Lebens“ (114), „Reformen in der Verwaltung“, „Kampf gegen die Bürokratisierung“ (86), und an vorletzter Stelle „Die Sicherheit Europas“ (51) — jenes Problem also, das in der offiziellen Propaganda unter Herausstellung des westdeutschen Buhmannes den ersten Platz einnimmt.

Starke Religiosität

Die Zeitschrift für soziologisch-politische Studien („Studia socjologiczno-polityczne“) gibt in ihrer Ausgabe Nr. 24/67 Aufschluß über die Religiosität der zum Militär einberufenen Wehrpflichtigen. Für die Befragungsaktion wurden 2000 junge Soldaten ausgewählt, die ihre Antworten anonym geben durften („um ein möglichst unbeeinflusstes, repräsentatives Ergebnis sicherzustellen“). 91 v. H. der Befragten gaben an, die Hl. Messe — teils regelmäßig, teils unregelmäßig — zu besuchen, 46,5 v. H. gehen zur Beichte, 42,5 v. H. der Befragten bezeichnen sich als „gläubige“ bzw. „praktizierende“ Katholiken. 37 v. H. geben an, „gläubig“ zu sein, aber nicht zu den „regelmäßig praktizierenden Katholiken“ zu gehören — für 5 v. H. ist die Fragestellung „gleichgültig“, nur 2,5 v. H. bezeichnen sich als Atheisten. Auf die Frage „Glaubst du, daß der Mensch eine unsterbliche Seele besitzt?“ antworteten 66 v. H. mit Ja, 12 v. H. hatten keine eigene Meinung bzw. gaben nichts an. Auf die Frage „Glaubst du an Wunder?“ antworteten jeder zweite mit Ja und 40 mit Nein — der Rest war ohne bestimmte Meinung.

Ansiedlungsmotive von Hochschulabsolventen in Pommern

Über die Ansiedlungsmotive polnischer Hochschulabsolventen innerhalb der Wojewodschaft Köslin (Koszalin) gibt eine Befragung Auskunft, die von der Zeitschrift „Kultura i społeczeństwo“ in ihrer Ausgabe 2 (April-Juni) 1968 ausgewertet wird.

Auf die Frage „Wie war Ihre Meinung über die Wojewodschaft Köslin vor Ihrer Ankunft?“ gaben 60 v. H. aller Befragten eine negative Antwort, 26 v. H. hatten keine Vorstellung von der Situation, nur 16,4 v. H. der Antworten waren positiv bzw. zum Teil positiv; dabei fielen als positiv vorwiegend „die landschaftlichen Verhältnisse“ und „gute touristische Möglichkeiten“ sowie „die Leichtigkeit, hier Arbeit und Wohnung zu erhalten“, ins Gewicht. Wörtlich: „Entschieden negative Urteile gaben Absolventen aus den Jahren 1950—1960 an.“ Bei der Frage nach den Ansiedlungsmotiven im einzelnen kam folgende Skala zustande: 26,7 v. H. nannten „berufliche Gründe“, 16,7 v. H. „Arbeitszwangsverpflichtungen im Zusammenhang mit einer Stipendienaufgabe“; „Aussichten für eine rasche Wohnungszuteilung“ — 15 v. H.; „Zufall“ — 5,5 v. H.; „Schönheit der Natur“ — 4 v. H.; persönliche Beweggründe — 3,3 v. H.; 2,2 v. H. äußerten, sie wollten an einer Aufbauleistung teilnehmen. (K. K.)

Zum Volkstrauertag (17. November)

Zwischen Verdun und Duklapaß Gräber jenseits der Grenzen

Deutsche Jugend auf Kriegsgräberfahrt

Die Ruhestätten der Toten zweier Weltkriege sind überall in Europa zu finden — im Osten wie im Westen. Aus Tagebüchern deutscher Jugendgruppen, aus Berichten und flüchtigen Notizen haben wir drei „Streiflichter“ zusammengestellt: Besuche auf Friedhöfen in Frankreich, Italien und in der Tschechoslowakei.

Im Vorjahr hatten uns junge Franzosen besucht, mit denen wir während eines Kirchentages Freundschaft geschlossen hatten. Aus ersten Begegnungen war mehr gewachsen: Teilnahme am Leben, am Schicksal, am Denken der anderen. Kein Wunder eigentlich, daß eines Tages der Wunsch aufkam, einmal die Orte zu besuchen, die zu bitteren Wegmarken unserer Völker geworden sind: die Soldatenfriedhöfe um Verdun.

Doch das allein war es nicht. Wir hatten mehr vor: mit unseren unzureichenden Mitteln, hinter wohlgemeinten Sprüchen wollten wir herausfinden, ob mehr als Bekanntschaft, ob wirkliche Freundschaft möglich, ob — für uns, an unserem eigenen Platz, in unserer eigenen Arbeit — der Teufelskreis zu durchbrechen, eine Brücke zu schlagen sei.

Kriegsgräber in Frankreich waren unser Ziel: deutsche, französische, englische Soldatenfriedhöfe; nicht der besonderen Insignien wollten wir achten, die über ihren Toren angebracht sein würden. Und die Heimat unserer französischen Freunde wollten wir kennenlernen, wie sie im Vorjahr die unsere kennengelernt hatten.

Abseits der großen, sorgsam gepflegten Ruhestätten, an der Route Nationale, beim Dorfe Damvillers — das einst ein großes Lazarett beherbergte — fanden wir jenseits eines verwitterten Zaunes ein Gräberfeld, und mitten in ihm eine Jugendgruppe im Einsatz. Wir unterbrachen unsere Fahrt: unsere Hilfe war willkommen.

Was zu tun war, bedurfte keiner langen Erklärung. Entwässern, einen neuen Zaun um die Gräber errichten, wildwachsende Büsche roden, einen Graben ausheben.

In den letzten Gefechten dieser Gegend — während des Zweiten Weltkriegs — ist der alte Kriegerfriedhof von 1914/18 mehrmals durch Granaten umgepflügt worden. Kaum ein Toter, der noch so läge, wie ihn die Kameraden einst gebettet haben. Seither hat sich aber kaum etwas verändert. Wenn der Spaten beim Neuaufschütten der Gräber auf Widerstand trifft, können wir nie sicher sein: ist es ein Stein — oder sind wir auf Knochen, Schädel, Stahlhelme gestoßen...?

Wir bleiben mehrere Tage hier. Und am letzten Tage unseres Aufenthaltes geben wir ein kleines Konzert in der Dorfkirche. Die Rundbogenfenster sind durch Kerzenschein erleuchtet. Viele Menschen aus dem Dorf kommen dazu. Für sie ist es eine willkommene Unterbrechung der eintönigen Alltagsarbeit. Sie werden noch lange davon erzählen, daß hier Franzosen und Deutsche zusammen in die Kirche zogen und dort auf ihre eigene Art der Toten beider Völker gedacht haben... *

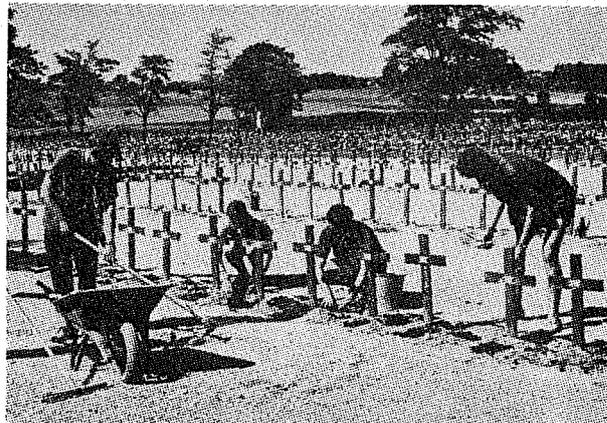
Cervia ist ein bescheidenes Städtchen an der italienischen Adriaküste. Um einen kleinen Hafen gruppieren sich malerisch flach gedeckte Fischerhäuschen, eine alte Kirche und viele kleine Gärten. Wir fanden uns eines Tages hier nicht als von Italiensehnsucht erfüllte Touristen zusammen; uns lockte vielmehr ein kleines Waldstück außerhalb des Ortes, an der Straße nach Ravenna. Hier liegt der „Cimitero tedesco dei guerra“, der deutsche Gefallenefriedhof.

Zu unserer Fahrt hat uns keine Organisation aufgerufen; wir erhielten weder von staatlichen noch von kirchlichen Stellen Reisekostenzuschüsse. Es ging uns auch nicht um eine offizielle „internationale Begegnung“. Unsere Begegnung stand auf einem anderen Blatt...

Lediglich der Volksbund für Kriegsgräberfürsorge hatte uns beraten und bei der Wahl des Zielortes geholfen: unser Ziel waren die Massen- und Einzelgräber von mehr als siebentausend Gefallenen — Deutsche, Italiener, Ukrainer, Kaukasier.

Im Ort hatte es sich schnell herumgesprochen, daß deutsche Jungen und Mädchen da wären, um auf dem Friedhof zu arbeiten. Und wenn wir nach der Arbeit bei den Zelten saßen und zur Gitarre unsere Lieder sangen, sammelten sich, von unserem ständigen Helfer, „Signor Fritz“, einem gebürtigen Sudeten-Deutschen, angeführt, den Krieg und Vertreibung hierher verschlagen hatten, stets viele Besucher an: Jugendliche, Fischer, Zollbeamte der Küstenwache.

Ein alter Lehrer, der noch als Junge einst hatte Soldat werden müssen, erzählte von seinen Erlebnissen in zwei Weltkriegen, von der Flucht seiner Familie aus einem hart umkämpften Gebiet, von der Hilfe, die sie durch deutsche Soldaten erfahren hatten. Wir sprachen von der Teilung unseres Landes, von der Grenze quer durch unseren Kontinent, und wir waren uns einig, daß diese und andere Grenzen Stück um Stück abgetragen werden müßten, wenn wirklich Frieden zwischen den Völkern einkehren sollte.



Junge Deutsche bei ihrer freiwilligen Arbeit auf einem Soldatenfriedhof in Frankreich

So erwuchs aus unserem einfachen und praktischen Kriegsgräberdienst, aus unserem Erzählen, ein verpflichtendes Miteinander, über das niemand glücklicher war als „Signor Fritz“ aus Karlsbad, der sein Leben in Cervia plötzlich nicht mehr als Alleinsein und Anderssein empfand, dem wir durch unser bescheidenes Tun eine Brücke gebaut hatten zu den Menschen seiner neuen Heimat.

*

Das Städtchen Presov in der Slowakei beherbergt einen der größten Kriegerfriedhöfe des Zweiten Weltkriegs im Karpatenraum. Als wir zum erstenmal hier standen, bot das weite Gräberfeld einen mehr als bedrückenden Anblick: aus der von meterhohem Gras und Disteln überwucherten Fläche ragten verwiterte Holzkreuze empor, auf denen nur noch Spuren von Namen und Daten zu erkennen waren. Wind und Regen, Sonne und Hitze hatten die wenigen Erkennungszeichen beinahe völlig gelöscht. Nicht gelöscht aber sind in der Erinnerung der Bevölkerung die Vorgänge der letzten Kriegsmonate — die schweren Kämpfe, die hohe Verluste gefordert hatten.

Wir befragten eine ältere Frau am Friedhofseingang, wie viele deutsche Soldaten wohl hier ihre letzte Ruhestatt gefunden hätten. „Oh viele, sehr viele!“, sagte sie uns. Und sie erzählte weiter in gebrochenem, aber gut verständlichem Deutsch, daß einige Tage im Frühjahr 1945 Lastwagen mit Gefallenen hier angefahren waren und die Soldaten in Dreier- und Viererreihen übereinander liegend begraben worden seien.

Als wir am nächsten Morgen auf den Friedhof kamen, waren bereits zwei Slowaken dabei, das Gras zu mähen. Wir staunten nicht wenig, hatten wir doch nichts Derartiges mit ihnen verabredet. Die beiden Arbeiter halfen uns dann während unseres ganzen Einsatzes: beim Ebnen der Wege, beim Erneuern der Kreuze, bei der Ausbesserung des Friedhofszaunes. Für alle unbekannteren Gefallenen vom Duklapaß stellten wir schließlich ein Hochkreuz auf. Viele Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, fanden sich an diesem letzten Tage bei uns ein. Wir mußten beim Abschied unzählige Hände schütteln; und wir nahmen die Versicherung mit, daß diese Gräberreihen am Karpatenrand in Zukunft niemals wieder verwaist und ungepflegt sein würden.

(Aus Tagebüchern deutscher Jugendgruppen)

Totengedenken

Allerseelen, Volkstrauertag und Totensonntag sind die Tage im Ablauf des Jahres, an denen wir im besonderen Maße unserer Verstorbenen gedenken. Es sind die Tage, an denen es uns besonders drängt, an die Gräber unserer lieben Verstorbenen zu eilen und im Gebete, dem Ausdruck unserer tiefen Liebe, auch Zwiesprache mit ihnen zu halten und sich an vieles Gemeinsame aus einer schönen Vergangenheit zu erinnern. Wir werden an diesen Tagen mit großer Liebe die Gräber schmücken und mit Tannengrün abdecken, so als wollten wir damit zum Ausdruck bringen, daß sie wohlbehütet auf ihrer großen Seelenreise zu einem ewigen Frühling, zum ewigen Leben, geleitet werden.

Die letzten Blumen des Gartens werden wir für sie bereithalten und auf ihren Grabhügeln als Ausdruck einer inneren Verbundenheit niederlegen und in stiller Einkehr wird sich manchem eine große und schöne Vergangenheit, die für Lebende und Tote so viel gemeinsam hat, wieder auftun. Wenn wir dem folgen, was uns die Toten voraus haben und was schon vor mehr als tausend Jahren der große Dichter Notker von St. Gallen uns zu sagen hatte, nämlich, daß wir mitten im Leben vom Tod umfassen sind, dann mag uns Trauer und Wehmut, vielleicht auch Angst zur Fragwürdigkeit unseres irdischen Daseins, nichts anhaben, im Gegenteil, sie sollen uns freimachen. Vielen von uns ist der Weg zu den Gräbern unserer Verstorbenen verschlossen und verwehrt. Es bedrückt uns zutiefst, wenn wir aus vielen Reiseberichten aus unserer alten Heimat erfahren müssen, daß die Gräber der Verstorbenen nur noch sehr selten mit frischem Grün oder gar mit Blumen geschmückt werden und daß dem Anschein nach das große Vergessen wie ein Tuch über sie gebreitet worden ist und niemand mehr an einer Grabstelle steht und ein Gebet für die Toten sprechen kann.

Wenn in den vergangenen Tagen durch Sammler und Sammlerinnen um ein Geldopfer für die Gedenkstätten unserer in den letzten Kriegen Gefallenen gebeten worden ist, so haben wir dieses gerne gegeben, vor allem in dem Bewußtsein, daß mit diesen Geldbeträgen eine große Aufgabe des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge fortgesetzt werden kann, die in der Umbettung Gefallener und in der Anlage und Pflege der Soldatenfriedhöfe besteht. Sicher wären auch wir, die wir von den Gräbern unserer Lieben getrennt gehalten werden bei entsprechendem Entgegenkommen der jetzigen Machthaber in unser alten Heimat bereit, für die Pflege und Erhaltung unserer Friedhöfe und Gräber ein gleiches Opfer zu bringen. Es scheint uns nicht vermessen, daran zu erinnern, wenigstens über den Tod, über die Gräber hinaus, bitteres Leid zu vergessen oder wenigstens zu versuchen, es zu lindern.

Wenn wir uns an die Totengedenktage in unserer Heimat erinnern, so müssen wir feststellen, daß wir diese mit großer innerer Anteilnahme begangen haben. In den vergangenen Zeiten waren die Beziehungen zu Werden und Vergehen, Leben und Tod enger als heute, vielleicht schon darum, weil zum Beispiel in unseren Dörfern und Kleinstädten einer den anderen gut kannte und somit mehr Anteil am Wohl und Wehe des anderen nahm und sich auch um ihn kümmerte. Die letzte Anteilnahme drückte sich besonders dadurch aus, daß die Einwohner, besonders der kleinen Gemeinden, fast geschlossen einem verstorbenen Mitbürger das letzte Geleit gaben.

Zu Allerheiligen und Allerseelen zogen die Katholiken in großer Zahl in einer Prozession mit dem Sterbekreuz und schwarzen Fahnen auf die Friedhöfe, um im gemeinsamen Gebet all derer zu gedenken, die dort die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Man gedachte aber auch derer, die keinen Hinterbliebenen mehr hatten und schloß jene ins Gebet mit ein, die auf den Schlachtfeldern den Tod fanden und in fremder Erde ruhen.

Wenn die grauen Nebelschwaden in jenen Tagen über unsere heimatlichen Fluren zogen, die Natur ihr grünes Kleid abgelegt hatte, und die Vorboten des Winters ihren Einzug hielten, war man den Verstorbenen sicher näher als zu anderen Jahreszeiten. Es war kein Weg zu weit oder gar zu beschwerlich, um ihrer würdig zu gedenken.

Auch in protestantischen Kreisen gedachte man der Toten sehr eindrucksvoll; Kränze und Gebinde auf fast jeder Grabstelle erinnerten an die Entschlafenen, mit denen die Angehörigen Zwiesprache hielten und die ihre Ruhestätte gefunden

hatten. Wenn besonders am Totensonntag die Angehörigen in großer Zahl zu den Friedhöfen gingen, zeigte es sich, daß die Verbundenheit mit den Verstorbenen in einem echten christlichen Empfinden gipfelte und eine Brücke zu schlagen vermochte von hier zur Ewigkeit.

Es bestand darum kein Grund zur Verlassenheit, höchstens ein Grund zur Trauer, aus dem jedoch die Hoffnung zu gewinnen aufgegeben war, daß das Leben in göttlicher Kraft über alle Zeiten, über den Tod hinaus in die Ewigkeit geht.

Dein ist die Ruhe

Wenn, Mutter, ich an deinem Hügel steh'
Verjonne, um dir Gute Nacht zu sagen —
Wenn ich im Tieftraum, still dich lächeln seh' —
Ich fühl's: behutsam bettest du mein Weh
Und schlafen gehen alle meine Klagen.

Des ewig jungen Herzens Feiterkeit
War ein Geschenk für mich in Kindheitstagen.
Das Schicksal nahm dich in die Schule Leid;
Du lerntest — und ich bin wie du bereit,
Leben zu lernen: lächelnd Leid ertragen! —

Dein ist die Ruhe — du trägst kein Wegehe,
Die dunklen Wege noch einmal zu wagen.
Mein ist die Zeit — und ist der Weg auch schwer:
Dein Lächeln, Mutter, ist so lichte Wehr. —
Gib, Gott, daß ich besteh' — ohne Klagen!

Sanz Mahlfke

Heute wie damals ist es Brauch, Sterbenden eine Kerze anzuzünden. Kerzen und Öllämpchen mit ihrem warmen und milden Licht sollten leuchten und den Weg in die Dunkelheit — in das Dunkle — erleichtern. Es war üblich, am Allerheiligen- und Allerseelentag solche auf den Gräbern anzuzünden, damit das Licht den Verstorbenen Ziel und Weg weise. Dieser fromme Brauch ist auch in die neue Heimat mitgenommen worden und ist gleichfalls Symbol für die Verstorbenen, an deren Grabstätten man nicht mehr verweilen kann.

Mit dem 1. November beginnen die sogenannten vier traurigen Wochen. Sie sollen aber nicht nur von Trauer erfüllt sein, sie sollen auch Hoffnung sein, denn aus dieser Trauer, das Über-den-Tod-Hinwegsetzen, schöpfen wir die Kraft und Hoffnung und Zuversicht.

Hans Mausolf



Gefallenen-Ehrenmal im Kreise Flatow

Landeck ist heute eine tote Stadt

Der folgende Bericht wurde in seiner Form und Ausdrucksweise nicht verbessert. Er beeindruckt den Leser so, wie er unmittelbar nach dem Besuch in der Heimat geschrieben wurde, wesentlich mehr und rührt mehr an sein Herz.

Liebe Berta! Heute bekam ich Deine Karte, und nun will ich auch gleich darauf antworten; hätte auch schon längst geschrieben, aber wir fanden Eure Adresse nicht. Nun zu unserer Reise nach der Heimat: Wir sind nochmals dort gewesen, aber es sieht dort traurig aus. Ich habe auch Euer Elternhaus aufgenommen; es ist noch ganz, lege Bild mit bei. Von der Marktstraße fehlen die Häuser Apotheke, Bauer Lenz, Adamsohns, Schewes, Müller. Wo die Mühle war, ein großes Loch im Dach, so am Einfallen. Schönfelds und das kleine Haus neben Schönfelds fehlt auch, ebenso Korillas; wo die Sparkasse war, Dietrich, das ist noch ganz. Dann die Straße weiter sind nur noch wenige Häuser. Milbrandts, Blanks, K. Templin, G. Templin, neben G. Templin, Th. Nitz ist aber alles weg. Von G. Templin steht noch der Stall.

In der oberen Straße da sind auch ein paar Häuser. Alles ist fort. Dr. Döring sein Haus steht noch, ich meine die Villa, daneben Liesacks und an der anderen Seite Schmekels fehlt. Die neue Schule, Zilms (Zerlings Maler), Flatows, das Sägewerk ist alles fort. An der neuen Siedlung sind nur noch drei Häuser; ebenso fehlt die Tischlerei Pommerening. In Adlig Landeck sieht es noch schlimmer aus; es sind nur noch 12 Häuser. Wo mein Elternhaus war, ist nur noch Mantheys Haus, alles ist mit-samt der neuen Schule dem Erdboden gleichgemacht. Die andere Seite hoch zum Friedhof steht nur noch Anna Flatows Haus, von der neuen Siedlung ist nichts mehr, nur noch die Fundamentreste. Der Friedhof ist sehr verwahrlost. Sämtliche Kreuze und Denkmäler sind zerstört. Ich habe meines Vaters Grab nicht mehr gefunden. Nur meines jüngsten Bruders Grab, Kurt, der mit 12 Jahren in der Küddow ertrank, habe ich gefunden und auch nur, weil ich die Umfassung selber gemacht habe. Dann sind noch die Häuser Hoffmann und das frühere königliche Grundstück, was ich gekauft hatte, W. Hahn, Aßmus, früher H. Röger und Sterns, Labentz, dann E. Stern, Krosanske, W. Semrau, Beus und am Berg P. Semrau, früher Busse. An der alten Schule ist noch der Stall, alles andere ist fort. Von Paul Liesacks Haus war nur noch die Zementtreppe zu sehen. Daß es so böse aussehen würde, haben wir nicht gedacht.

Das Land hat man mit Kiefern bepflanzt und ist bis ans Dorf ran. Die restlichen Häuser werden auch von der Forst unterhalten, und es sind alles Waldarbeiter. Wir haben uns auch mit den Einwohnern unterhalten; es sind einige, die Deutsch können. Die Frau, die in Sterns Haus wohnt, spricht perfekt Deutsch, und sie ist auch mitgekommen, als wir in unser Haus, ich meine das königliche, wo Grete und ich gewohnt haben, gingen. Es wohnen zwei Familien im Haus, können aber kein Wort Deutsch. Wir haben ihnen durch unsere Dolmetscherin gesagt, wir hätten dort mal gewohnt, und es wäre unser Haus, aber wir kommen nicht mehr dorthin, wollten es nur noch mal sehen. Es ist nicht mehr unsere Heimat, wie wir sie in der Erinnerung haben.

Das Kriegerdenkmal hat man auch weggerissen und auf den Sockel ein großes Kreuz draufgesetzt. Die Kirche ist gut erhalten; den Turm hat man mit Zink eingedeckt. Der Haupteingang ist zu. Wir sind auch durch die andere Tür in Eurer Straße gegangen und in der Kirche gewesen. Sie ist gut erhalten, auf die Hälfte verkleinert. Oben der Chor ist weg. Im Dach sah man noch die Einschüsse, ebenso fehlt die Orgel. Und wo der Seiteneingang ist, ist auch eine Wand mit Pappe bis nach oben gezogen. Die beiden Kanzeln sind auch weg, ist alles katholisch eingerichtet, sehr sauber und alles neu gemalt. Die Bilder werden wir vergrößern und schicken sie Euch dann. Sonst ist unsere Fahrt gut verlaufen. Waren in Posen. Dort sind keine Zerstörungen zu sehen. In Schneidemühl haben wir Mittag gegessen, und mit Zeichensprache kommt man auch zurecht, aber junge Leute braucht man nicht zu fragen, die können nicht deutsch; ältere können meist Deutsch. Die Waren sind sehr teuer, auch für uns. Der Kurs in unserer Währung 1:5. Nur zum Vergleich: ein Nyltest-Hemd 490 Zloty. Alles teurer wie bei uns. In Neustettin sind wir auch in mehreren Geschäften gewesen. Die Stadt ist auch ganz geblieben, und die Anlagen sind gut gepflegt. Wir sind hin und zurück 1200 km gefahren. 20 km hinter Neustettin in Wirschowo haben wir bei Bekannten übernachtet, bei Frau Klärke, hat auch in Adl. Landeck gewohnt. Die Tochter hat einen Polen geheiratet, aber sehr gute Menschen. Haben 3 Jungen, sprechen aber gut Deutsch. Am dritten Tag sind wir wieder zurückgefahren.

Die Straßen, die wir gefahren sind, sind sehr gut. Schönes Wetter hatten wir auch. Ich hatte noch vergessen, daß Schwalbes, das Pfarrhaus, Kaschubs und gegenüber Schuster auch fort sind. Es ist nur Stellmacherei Kopischke, was noch steht. Fär-

berei Templin fort. Wenn man das alles sieht und mit eigenen Augen den traurigen Rest betrachtet hat, bekommt man auch keine Sehnsucht, nochmal dort zu wohnen. Unser Landeck ist eine tote Stadt. Man hatte den Eindruck, als wenn in den wenigen verbliebenen Häusern gar keine Menschen mehr wohnen. Nun war doch gerade Pfingsten, aber spazierende Menschen auf der Straße haben wir nicht gesehen, auch keine Autos. Ich könnte noch einige Seiten voll schreiben, und es würde doch nicht reichen. Nun, meine lieben Heimatfreunde, will ich aufhören zu schreiben, und seid herzlich begrüßt von uns allen. Eure Familie . . .



Die evangelische Kirche in Landeck mit dem Ehrenmal zu unserer Zeit

Zum Tode Dr. Ludwig Brandts

Am 28. Oktober 1968 verstarb im Alter von 63 Jahren der Oberrechtsrat der Stadt Herne und Vizepräsident der Pommer-schen Abgeordnetenversammlung, Dr. Ludwig Brandt. Nach Schulbesuch, Studium und Ablegung des juristischen Staatsexamens war er in Berlin Referendar und arbeitete dann mehrere Jahre vor dem letzten Kriege als Assessor bei der Kreisverwaltung in Schlochau. Im Jahre 1937 wurde er ins damalige Reichswirtschaftsministerium berufen.

Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft stellte sich der in Czarnikau im Posenschen geborene Dr. Brandt sofort der Arbeit für seine ostdeutsche Heimat zur Verfügung. Er wurde zum amtierenden Präsidenten der Pommer-schen Abgeordnetenversammlung gewählt und war später deren Vizepräsident. Im Jahre 1959 wurde er Oberrechtsrat bei der Stadtverwaltung in Herne. Dr. Brandt, so ging es auch aus den zahlreichen Nachrufen während der Trauerfeier in Bochum hervor, hat sich durch seinen großen Einsatz bei der Vertretung der Belange unserer Landsmannschaft verdient gemacht. Dr. Eggert, erster Sprecher der Pommer-schen Landsmannschaft, hob in seinen Abschiedsworten hervor, daß die Lücke, welche durch das Ableben dieses hervorragenden Menschen und Helfers entstanden sei, kaum zu schließen sein würde. Angehörige und eine etwa 200 Köpfe zählende Trauergemeinde nahmen Abschied von dem viel zu früh Verstorbenen, der sich im Kampf um das Recht verzehrte.

Zum Ewigkeitssonntag

Ein Gang über den heimatlichen Friedhof in Lancken, Kr. Flatow

14. Fortsetzung der Berichtsreihe „Unvergeßliches Lancken im Kreise Flatow“, gesammelt mit Unterstützung des Heimatfreundes Erich Bahrke, 3205 Bockenem/Harz, Hubertusstraße 2, und niedergeschrieben von Realschullehrer Karlheinz Wachholz, 317 Gifhorn, Braunschweiger Straße 129, Telefon 42 41.

Noch leuchten die Buchenwälder im Scheine der schon matten Sonne des Spätherbstes, in einem Farbenspiel, wie wir Gifhorn es als Gäste der uns heimatlich verbundenen Familie Bahrke im waldumkränzten Ambergau während unseres 4tägigen Urlaubs, einer Begegnung, die schon beinahe zur Tradition geworden ist, besonders stark erlebten. Noch vernimmt das Ohr den heiseren Schrei der südwärts ziehenden Zugvögel, und die Hand pflückt die letzten Blumen des Herbstes. Nicht lange mehr, und der aufkommende Herbstwind schüttelt das Laub von den Bäumen. Schon färben sich die Blätter auf der bunten Palette des Malers Herbst, bereit, sich beim ersten leisen Windstoß von den Zweigen zu lösen, weil es der Kreislauf des Lebens so will.

Auch wir Menschen stehen in diesem Kreislauf der Natur, vom Tage unserer Geburt über Höhen und Tiefen bis zu unserer Abarberufung, dem Herbst unseres Lebens. Darum wird uns nach diesen leuchtenden Tagen des Erntedankes das Herz auch so schwer, denn wir spüren Gottes Odem und Offenbarung und lassen uns leiten durch die dunklen Tage und Nächte.

In dieser Zeit der Einkehr und Besinnung auf unser Sein und Siechtum sind wir den Gräbern unserer Lieben nähergerückt, pflegend und bewahrend, soweit wir noch den heimatlichen Gottesacker betreten dürfen. Ob in Bockenem am Grabe eines Heimatfreundes, dessen Hinscheiden der um Jahre jüngere, heimatgeschichtlich aufgeschlossene Besucher zutiefst bedauert, ging doch hier ein Stück lebendiger Chronik von Lancken unwiederbringlich verloren, ob auf dem stillen Waldfriedhof von Wolfzburg, wo ein Mutterherz ausruht, fern der Heimat, oder wo immer beim Heimgange von Heimatfreunden die Augen der Trauernden von Tränen feucht werden und das Herz schier zerbrechen möchte, überall vernehmen wir den Anruf der Heimat, die, je dunkler die Zeit, desto heller in der Erinnerung erstrahlt. Und wenn wir dann nach dem Reformationstag, nach Allerheiligen und Allerseelen auf den Volkstrauertag zuschreiten, dann öffnet sich nach dem Buß- und Betttag das Tor zum Ewigkeitssonntag, die Pforte zum Friedhof, und wir wähen uns wieder daheim. Das Bild der Heimat steht plötzlich greifbar vor uns, und wir hören die Stimmen der Verstorbenen: „Macht euch bereit zur Wanderung, wir wollen heute zum Friedhof gehen und unserer Lieben gedenken.“ Es gab in unserem lieben Lancken zwei evangelische Friedhöfe, einen alten und einen neuen. Die Katholiken pilgerten jeden Sonntag nach Lugetal zur Kirche, wo auch ihre Toten auf dem dortigen Friedhofe beerdigt wurden.

Wir wollen auf unserer Wanderung zu den Stätten unbeschwerter Kindheit zunächst den alten Gottesacker aufsuchen, ruhten hier doch unsere Vorfahren nach harter Arbeit aus. Bauern, Handwerker, Landarbeiter waren es größtenteils. Ihre Namen haben im Laufe der Jahre Wind und Wetter auf den allzu morsch gewordenen Holzkreuzen ausgelöscht. Nur einige Bäume könnten noch aus den Tagen der Trauer von den zu Grabe getragenen Lieben berichten. Eichen, Ahorn, Sauerkirchen und Fliederbeerbüsche, in denen wir Jungen uns beim Ritter- und Räuberspiel zu gern versteckten, wuchsen, von der gütigen Natur wahllos über den Friedhof verstreut, in der welligen Moränenlandschaft und verdeckten hier und dort die Aussicht auf den nahen, buchtenreichen See dem Wanderer, der an der Kreuzung am westlichen Ortsausgang der nach Norden geneigten, abschüssigen Straße nach Kappe folgte. An der Postagentur (Remus) und dem ebenfalls neuerbauten Grundstück des Briefträgers Wolf vorbei führte der Weg weiter bergab, und nach etwa fünfzig bis hundert Metern erreichte der Spaziergänger die kleine Anhöhe unmittelbar rechts der schnurgeraden Straßenführung, deren Verlauf der Mensch einst bestimmt hatte. Zwischen dem seewärts steil abfallenden Sandgrubenberg, einem beliebten Spielplatz beim Anwesen des Sattlermeisters Heese, und dem erlenbewachsenen, etwa fünfzig Meter vom Friedhof entfernten Lanckener See zwängte sich die Straße hindurch, einem Engpasse gleichend. Ein von der Natur geschenktes, vom Menschen gestaltetes Fleckchen Erde, das man, einmal erlebt, nicht so schnell vergißt.

Die Form dieses alten Friedhofs glich der eines Dreiecks mit einer Schenkellänge von etwa hundert Metern Straßenfront und fünfzig Metern Grundlinie hinüber zum See. Begrenzt wurde er durch einen mit Grassoden eingewachsenen Feldsteinwall, glazialen Material, das die Gletscher über die Grundmoränenlandschaft glättend ausgeschüttet hatten und dessen sich der

Mensch bei der Anlage von Kirchen und Gottesäckern gern bediente.

Es gibt heute wohl kaum noch Augenzeugen, die Auskunft geben könnten, in welchem Zeitraum die Lanckener ihre Toten an dieser landschaftlich reizvollen Stelle, wo sich ein Kirchlein oder eine Kapelle harmonisch in das Landschaftsbild eingefügt hätte, zur letzten Ruhe gebettet haben. Doch will Heimatfreund Erich Bahrke den Aussagen des alten Andreas Buchholz entnehmen haben, daß die Bestattungen etwa bis 1860 auf dem alten Friedhofe erfolgt sind, zu einer Zeit, da man den Toten in Ermangelung der teuren Grabsteine und Einfassungen noch Holzkreuze setzte.

*

Aus der Größe des Friedhofes evtl. Rückschlüsse auf die damalige Bevölkerungszahl des Ortes zu ziehen, wäre verfehlt, da die später auf dem Abbau wohnenden Bauern vorher im Orte ansässig waren und durch ihren „Ausbau“ zusätzliche Häuser frei wurden. Auch weiß man nicht, wie lange es dauerte, bis die Gräber wieder eingeebnet werden durften; denn Grabsteine, welche jahrzehntelang standen, gab es damals wohl noch nicht. Heimatfreund Erich Bahrke kann sich noch genau erinnern, daß auf dem Ostteil des neuen Friedhofes, von dem gleich die Rede sein wird, und zwar nach Rode zu, noch Grabstätten mit Resten von Holzeinfassungen zu sehen waren. Ähnlich dürften die Gräber auf dem alten Friedhof auch angelegt gewesen sein. Wenn dieser Gottesacker als Gemeindeeigentum auch keine sichtbaren Spuren einstiger Bestattung verriet, ausgenommen die paar Bäume und Büsche, die zum Gedenken an die Toten gepflanzt worden sein dürften, so war er doch eine Stätte der Stille und Beschaulichkeit für den heimatkundlich aufgeschlossenen Wanderer, der die erst etliche Jahre nach 1860 gebaute Kapper Straße hinabging oder, vom See kommend, den im Winter beliebten Rodelbahnweg, einen Sandfächer zwischen den Grundstücken des Stellmachers Kostarczyk und des Gemeindedieners Hackbart ins Dorf hinaufstieg.

Doch nun zum neuen Friedhof. Versetzen wir uns in Gedanken zurück in das Jahr 1938! Durch das an einem kalten Novembertage noch schlafende Dorf führt der Weg am „Schoeleplatz“ vorbei den Schulberg hinab, zur Rechten die Waltersche Mühle, zur Linken die Gehöfte von Kasimir und Brück-Buchholz. Gleich geht es „dei Lanksche Baasch“ hinauf bis etwa zur neuerrichteten, schmucken Volksschule, wo Lehrer Wedow wohnte. Zwanzig Meter oberhalb des „Buscheboane“ (öffentlicher Brunnen), aus dem die Familien Krüger, Küter, Weiland und Rode im Sommer wie im Winter das Wasser schöpften, biegen wir in einen ca. 100 Meter langen Stichweg nach rechts ein und gelangen zu dem in der Buchholzischen Feldmark gelegenen neuen Gottesacker, welcher nach den Angaben des alten Andreas Buchholz etwa um das Jahr 1860 angelegt worden sein soll. (Zeit der deutschen Einigung 1864/1866/1870/71.)

Umgeben von einem mit rohen Feldsteinen aufgeschichteten Mauerkranz von einem Meter Höhe, ist der schätzungsweise 100 x 100 Meter große Friedhof von Osten und Südosten durch eine dichte Tannenschonung gegen die rauhen Winde abgeschirmt, während an der Südseite ein lockeres Kiefernwaldchen eine freundliche Kulisse bildet. Hinter der Tannenschonung befand sich ein kleines Sumpfloch, der sog. „Gappa-breuk“, aus welchem wir Kinder oftmals das zum Gießen erforderliche Wasser schöpften; denn die Pumpe am Südrande des Friedhofs an der Mauer wurde erst später gebaut und versiegte stets in trockenen Sommern. Unmittelbar an der Pumpe stand ein von Wildkaninchen gern aufgesuchter Schuppen für die Aufnahme der Bestattungsgeräte (wie Bahre, Bretter, Seile u. a. m.), den wir Jungen wegen der geheimnisvollen Utensilien mit Ehrfurcht betraten. Totengräber gab es in Lancken nicht. Starb jemand, so wurde die Grube im sandigen Erdreich stets von den Nachbarn des Verstorbenen unter Anleitung des jeweiligen Gemeindedieners ausgehoben.

Hinter der Südmauer stieß man auf einen schon ausgetrockneten Teich, der im Volksmunde „Heestebreuk“ hieß, was soviel wie Elsterbruch bedeutete. Lebensbäume, Fliederbüsche, Heckenrosen, Tannen, Birken, Ebereschen und ab und zu wildgewachsene Sauerkirchen geben hier und dort den Blick auf die nördliche Mauer, die Seeseite, frei. Die dem Dorfe zugewandte Westseite (vgl. das nebenstehende Bild) weist nur noch einen lichten Baumbestand auf, der früher einmal geschlossener gewesen sein soll, bevor er der Axt holzhungriger Menschen unter der Ara eines Bürgermeisters F. zum Opfer fiel. So schweift an diesem naßkalten, grauen Novembertage unser Blick über die Gräber und Kreuze hinweg bis ins Dorf hinunter, rechts die Mühle von Walter, links die Gehöfte von Volkmann und Eck-

Buchholz und am Horizont die Dächer der Häuser der hochgelegenen Anwesen von Emil Ueckert und Friedrich Wachholz.

Durch das sich zur Straße hin öffnende zweiteilige Lattentor sind wir soeben hindurchgegangen und schreiten den Hauptweg entlang, der mit leichtem Gefälle zur südlichen Mauer geradenwegs auf die Pumpe und den Geräteschuppen ausläuft. Zur linken Hand an der ostwärtigen Mauer ruhen die Erwachsenen, zur rechten nach Westen zu die Kinder. Im Laufe von fast hundert Jahren haben sich die einzelnen Grabstellen von Erwachsenen und Kindern der Mitte schon beträchtlich genähert, und es dürfte nicht mehr lange dauern, dann wird man mit dem Aushub der Gräber wieder an der Ost- und Westseite beginnen müssen.

Eine weihevollte Stille ruht auf dem Friedhof, nur zuweilen vom heiseren Krächzen der Krähen unterbrochen, die bei unserer Ankunft in das nahe Wäldchen flüchten. Nur vereinzelt fliegt zeternd ein Eichelhäher auf, oder von Ast zu Ast hüpfte eine Kohlmeise. Vom Frühjahr bis in den Herbst hinein erklingt hier ein einziges Vogelkonzert, doch jetzt in den nebligen Novembertagen vernimmt das Ohr nur die rauhen Töne der zurückgebliebenen Sänger. Bald werden auch sie verstummen.

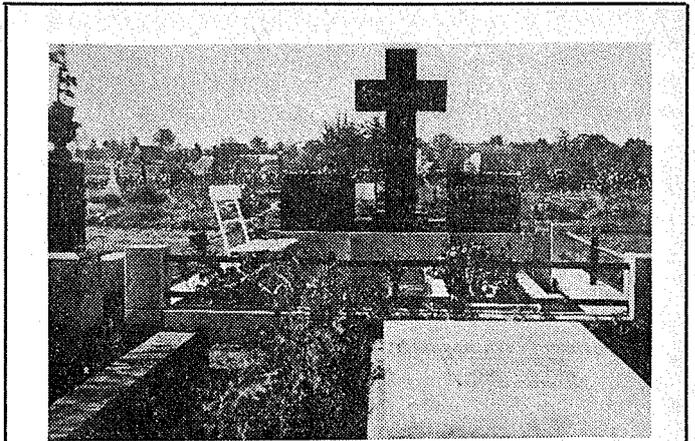
Zum Totensonntag haben die Angehörigen die Gräber ihrer Lieben mit frischem Grün und Kreuzen und Kränzen besteckt und bedeckt, und der erste Rauhref einer kalten Novemberrnacht hat Blumen und Gebinde tödlich gestreift. Abschied vom Sommer, vom leuchtenden Herbst, vom Leben. So will es die wechselnde Natur, die in den deutschen Ostlanden die Menschen mit härteren Maßstäben mißt als im klimatisch begünstigteren Westen. Lang, lang ist die Winternacht!

Voller Ehrfurcht und Andacht treten wir an das Grab unseres Vaters, der nach Gottes Fügung uns viel zu früh verlassen mußte. Der Herr ist mein Hirte, Psalm 23,1, so lesen wir Kinder, und um den Namen und Beruf des Verstorbenen, um Ziffern und Zahlen rankt sich das Bild des lebendigen Vaters in unserer Erinnerung. Die linke Tafel neben dem großen, alles überragenden Kreuz ist noch unbeschriftet. Hier wird unsere Mutter einmal ruhen. Ein Gefühl der Angst befällt uns. Wir sind ja noch so jung und lieben das Leben. Der Tod des Vaters riß eine Lücke, die nur durch die Liebe der Mutter geschlossen werden kann. Ein Leben ohne Mutter ist ein gar hartes Los. Das ahnen wir, doch nicht ahnen wir, daß unsere Mutter nach 24 Jahren heimatlosen Umherirrens, bedingt durch eine jeder Menschenrechte hohnsprechende Vertreibung, einst ganz woanders ihre letzte Ruhestätte fern der geliebten Heimat finden soll.

Am Grab der nebenan schlafenden Tante, die auch so früh aus einem arbeitsreichen Leben abgerufen wurde, verweilen wir einige Minuten in stillem Gedenken. Du warst so gut zu uns Kindern! Stille — Schweigen — Herzeleid hier wie dort, aber nicht ohne Trost und Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits. Dann schreiten wir neben mehr oder weniger kostbaren Gedenksteinen, die häufig mit der damals üblichen Gittereinfassung umgeben sind, entlang zur Ruhestätte der Großeltern. Namen wie Lenz, Buchholz, Wachholz, Born, Müller, Heldt, Harbarth, Schulz, Thom, Kremin, Dieckmann, Moderhak, Ueckert, Bahrke, Nast, Redies, Volkman, Krüger, Runge, Rosenau, Sohn und andere alte Lankener Geschlechter bezeugen den deutschen Charakter dieses seit dem 16./17. und 18. Jahrhundert mit Siedlern aus dem pommersch-westpreußischen Raume aufgeschlossenen Ortes. Daneben stoßen wir auch auf Namen, die man in Lanken unter den Lebenden nicht mehr antrifft, wie z. B. Kopellke (Lehrer), Gall, Dux, Lietz, Wiese, Gehrke, Nagorsen (Lehrer; eine Familie Nagorsen wohnte im nahegelegenen Ordensstädtchen Preußisch-Friedland), u. a. m. ... Sie alle sind ebenfalls untrügliche Zeugen einer urdeutschen Besiedlung des Kreises Flatow. Gewiß, es wohnten in unserem Dorfe auch ein paar Familien, die sich zum Polentum bekannt haben mögen, was bei den Reichstagswahlen ans Tageslicht kam, doch fielen sie zahlenmäßig kaum ins Gewicht. Sie blieben ohne kulturellen und politischen Einfluß auf das dörfliche Leben und neigten mit den Jahren mehr zur deutschen Kultur als zu der ihrer Väter. Einige von ihnen wohnen noch heute in Lanken. Ob sie aber im Herzen zufrieden sind, ist angesichts der dort herrschenden Mißstände doch sehr fraglich.

Mögen die Polen, die heutigen Herren der ehemals von Deutschen besiedelten Ostprovinzen, auch vieles verdecken, übertünchen und verfälschen, mögen sie sich in ihrem nationalistischen Eifer sogar an den Gräbern unserer Toten vergehen, indem sie diese zuwachsen lassen und einebnen oder, wie wir aus Berichten und Briefen erfuhren, auf unserem einst so gepflegten Friedhofe ihre Ziegen und Schafe weiden lassen, so werden sie uns die Erinnerung an unsere Toten und ihre Ruhestätte, den alten wie neuen Friedhof zu Lanken im Kreise Flatow, aus unserem Herzen niemals reißen können.

Wie mag es heute auf unserem Friedhof daheim aussehen? Noch sollen nach Augenzeugenberichten die Grabsteine meines Vaters und meiner Tante stehen, andere dagegen umgeworfen



Blick vom neuen Friedhof auf das Dorf Lanken. Über die Gräber der Kinder an der Westseite des Friedhofes fällt der Blick auf einen Teil der Ortschaft. Rechts im Hintergrund die Mühle von Walter. Im Vordergrund das Grab von Friedrich Wachholz.

und zertrümmert sein, oder man hat sie bei Nacht und Nebel gestohlen und zu Geld gemacht, bar jeglichen Pietätsgefühls. Wird noch eine liebe Hand einer zurückgebliebenen Lanknerin einen Blumengruß zum Gottesacker tragen und über alles wachen? Ob sie es zum Totensonntag auch nicht vergessen wird?

Am Grabe der Mutter, die nach dem Verlust der Heimat ihre Ruhestätte auf dem Waldfriedhof zu Wolfsburg gefunden hat — ihr letzter Wunsch war, auf dem Friedhof zu Lanken an der Seite ihres Lebensgefährten beigesezt zu werden, ein Wunsch, den wir Kinder der Sterbenden nicht erfüllen konnten —, werden wir am Ewigkeitssonntag auch der Toten in der alten, unvergessenen Heimat liebend gedenken. Der Herr ist mein Hirte... Dieses Psalmwort auf dem Grabstein des Vaters drüben wie hierzulande der Mutter weckt Erinnerungen und bleibt Brücke der Liebe über schmerzlich trennende Grenzen hinweg bis zum Wiedersehen im Licht.

So schließen wir wieder hinter uns das zweiteilige Lattentor und verlassen den Gottesacker, im Herzen die Sehnsucht, die Liebe. Und wenn wir uns nach getaner Arbeit zur Ruhe legen, dann wollen wir nicht vergessen, den Herrn zu bitten:

Herr über Leben und Tod, vergib uns unsere Schuld und laß uns wieder heimkehren zu den Gräbern unserer Lieben!

Zum Tode des Gastwirts „Zur Friedenseiche“ in Förstenua

Wer von uns Förstenuaern hat ihn nicht vor Augen! Seine ansehnliche Gestalt ist nun, fern der Heimat, ins Grab gesunken; in der Erinnerung steht sie fester denn je.

Wie oft hat die Jugend frohgemut, bis tief in die Nacht hinein, im großen Saale das Tanzbein geschwungen, während „Korn“, Wein und Bier Geist und Gemüt beflügelten! — In der rabenschwarzen Nacht der Vertreibung schenkte uns der Wirt „Zur Friedenseiche“, Herr Aloys Spors, neuen Mut ein, er tut es unentwegt über sein frühes Grab hinaus.

Wir Förstenuaer danken dir für alle Mühe und Last, die du in der Heimat in nie wankender Liebe getreu bis in den Tod uns geweiht hast.

Vom großen Friedenssaale her schauen wir schon das Licht im Morgen, ein Stern geht uns auf in der Nacht deines Todes. Es rührt uns an, wie es in diesen Tagen mein Bruder Bruno meinem Bruder Adalbert und mir nach Berlin berichtet: „Für Förstenua sind wir alle, groß und klein! Der Name Förstenua ist nie allein.“

Lebe wohl, du treuer Heimatkämpfer! Möge dir die Erde am Teutoburger Walde leicht sein! Wir halten der Heimat die Treue; so bleibst du mitten unter uns.

Anton Brauer

Massengrab mit Kriegsgefangenen aus dem 2. Weltkrieg entdeckt

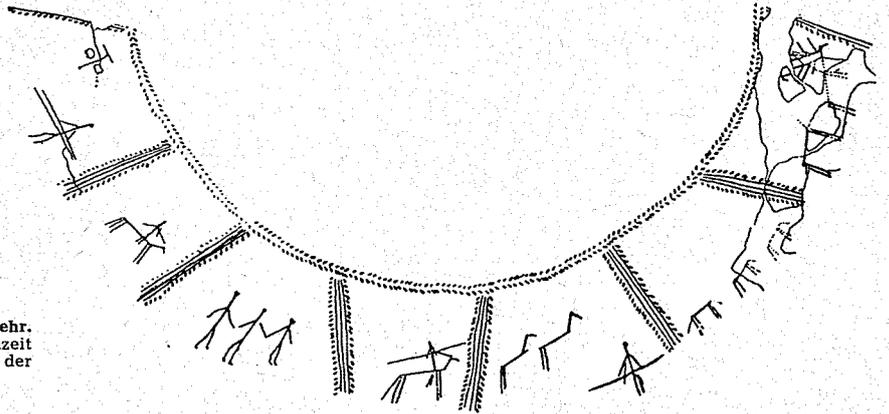
Wie die Nachrichtenagentur „ap“ mitteilt, ist nach einer Meldung der Warschauer Zeitung „Express Wieczorny“ in der Nähe von Hammerstein ein Massengrab aus dem 2. Weltkrieg entdeckt worden.

Nach Angaben der Zeitung soll es sich bei den Toten um französische, belgische, holländische, polnische und russische Soldaten handeln, die während des Krieges im Lager „Stalag 2 B“ in Hammerstein gefangen gehalten worden waren. Die Angaben des polnischen Bauern Anton Rudzinski, der zu Zwangsarbeiten herangezogen worden war, sollen zur Entdeckung des Massengrabes geführt haben.

Waidwerk und Fischwaid in der Vorzeit

Eine kleine kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. Friedrich Holter, Landesarchäologe der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen.

Parforcejagd auf den Rothirsch mit Meute und Treiberwehr. Ritzung auf einer germanischen Urne der frühen Eisenzeit (ca. 650 bis 500 vor Christi Geburt). Ein seltener Fund, der in Elsenau, Kreis Schlochau ausgegraben wurde. (Zur Erläuterung: Feld 1 ist oben rechts).



Wenn heute einer, der sich ein gewaltiger Nimrod dünkt, den Zielstachel seiner Fernrohrkanone mal wie einen Lämmerchwanz auf dem Schildchen eines Überläufers wackeln sieht und nach dem Knall feststellen muß, daß er das beabsichtigte Loch nicht in das zoologische Blatt des Schwarzkittels, sondern in ein botanisches der weiteren Umgebung geschossen hat, dann flucht er nach Jägerart, d. h. der freien Wildbahn angepaßt. Der Jäger sind wenige, die bei solch widriger Wirkung des Zielwassers nicht irgend etwas an der Büchse oder den Patronen für den Meisterschuß verantwortlich zu machen wüßten.

Der Schlumpschütze — und das ist alte Jägererfahrung — sieht in seinen lateinischen Geschichten, die er anderen Jägern von seinem Pech erzählt, den kleinen Schwarzkittel so rapide wachsen, daß am Stammtisch schließlich ein vorbeigeblöteter ganz kapitaler grober Basse daraus geworden ist. Die Feinhörigen in der Runde können dabei ein leises Knistern in den Balken vernehmen.

Indessen frißt der kleine Überläufer beim Nachbarn weiter in den Kartoffeln und erfreut sich der Erfahrung: dicht vörbi — is ok vörbi!

Wenn man heute bei der vorgeschrittenen Waffentechnik solch Jagdpech haben kann, da fragt sich mancher, wie muß es wohl früher bei der Erbeutung von Wild vor sich gegangen sein, als man nur auf wenige primitive Waffen, auf genaue Kenntnis der Gewohnheiten des Wildes und die eigene Geschicklichkeit und Zivilcourage angewiesen war. Wir dürfen nicht vergessen, daß Jagd damals nicht angenehmes Herrenhandwerk gewesen ist, sondern viel eher notwendige Ergänzung der Ernährung bringen mußte. Nebenbei stählte damals wie heute die Jagd den Mann, verlangte scharfe Beobachtungsgabe, rasche Entschlußfähigkeit und einen Strapazen gewohnten abgehärteten Körper neben Kraft und vor allem Mut. Bei Jägervölkern herrschte im Gegensatz zu reinen, gern mütterrechtlichen Ackerbaukulturen meist das Vaterrecht. Ein naturalistischer männlicher Zug ist ihnen eigen, was sich in Kunst und Brauch zeigt. Man denke an die Höhlenmalerei der Eiszeitjäger.

Eines übrigens ist den alten wie den modernen Jägern gemeinsam: die Beherrschung mindestens einer Fremdsprache, des Jägerlateins und der Gebrauch des großen Aufschneidemessers. Der Nichtjäger aber möge wissen, daß der Schwindel dabei eine gepflegte Kunst und Sitte ist. Schon damals band man dem Unerfahrenen gern einen bannigen Bären auf. Das taten die schalkvollen Germanen, als sie Cäsar aufredeten, die Elche hätten keine Gelenke und könnten sich nicht niedertun. Zum Schlafen müßten sie sich an die Bäume lehnen. Lockere man nun solche Stämme oder hauer sie an, so müsse der schlafsuchende Elch unweigerlich umkippen und leichte Beute werden. — Demnach muß Cäsar auf die Germanen keinen besonders waidmännischen Eindruck gemacht haben; oder aber, er selbst hat bei seinen eigenen Jagdgeschichten so lateinisch gesprochen, daß man auf einen Schelm anderthalbe gesetzt hat. Es kann auch sein, daß er in seinem Buche einige Herren der römischen Forstverwaltung hat ärgern wollen. Wie dem auch sei, wir besitzen aus dem würzigen Gemisch seiner Dichtung und Wahrheit trotzdem auch einige Glaubwürdigkeiten in puncto Jagd. Er erzählt zum Beispiel von Grubenjagden, wobei eine der ältesten Jagdmethoden angewandt wurde; denn Fallgruben für Großwild hatte man im älteren Steinzeitalter während der Eiszeit schon angelegt. Uralt ist sicherlich auch schon

der Fangbetrieb mittels Schwerkraftfallen; bei einigen Zeichnungen in Eiszeithöhlen ist man versucht, sie als solche zu deuten. Von Fernwaffen kennt man während der Eiszeit schon den einfachen Stein, den Speer, wohl auch schon die Schleuder und Wurf-schlinge; der Bogen kommt bei unszulande erst in der mittleren Steinzeit auf. Der Speer war zunächst ein einfacher gerader Holzknüppel, mit feuergehärteter Spitze (wie ein abgebranntes Streichholz eine harte scharfe Spitze gibt). Später band man als eigentliches Blatt an den Schaft in zeitlicher Folge: Knochen, Elfenbein-, Feuerstein-, Kupfer- oder Bronze- und schließlich Eisen- oder Stahlspitzen mit Heft oder Tülle. An Nahwaffen sind Keule, Beil, Axt, Dolch, Stoßlanze und Schwert bekannt. Auch hier wird im Laufe der Zeitalter Bein und Stein durch Kupfer, Bronze, Eisen und schließlich Stahl für den wirksamen Teil abgelöst; die Schäftungen, Hefte, Griffe usf. sind aus den verschiedensten Werkstoffen bereitet.

*

Als ersten treuen Jagdgefährten findet der Mensch außer seinen lieben Waidgenossen den Hund. Bereits in der mittleren Steinzeit weiß er sich dessen Nase und Fang zu Nutze zu machen. Die Verbindung Jäger und Hund beruht also auf alter, etwa ein Jahrzehntausend langer Bekanntschaft. Der früheste domestizierte Hund steht dem heutigen Polarhund nahe.

Bei den germanischen Völkern ist das Jagen alte Passion; wenn früher die Liebhaberei auch von bitterer Notwendigkeit als Anreiz übertroffen wurde. Auffällig ist das besonders ethische Verhältnis des Germanen zum Tier schlechthin, wie es aus Mythos und Sage noch offenbar wird. Die mehr biologisch-ethische Färbung frohen Gewaids im Sinne des heutigen Waidwerks mit Schonzeiten usw. ist erst recht spät entstanden. Die einzigartige Stellung des deutschen echten Waidmannes in dieser Beziehung ist undenkbar ohne eine entwicklungsfähige Uranlage in Richtung der Betonung von Gemütswerten selbst bei einem so blutigen Handwerk wie der Jagd. Der Germane ist von jeher Viehzüchter, Krieger und Jäger denn begeisterter Ackerbauer gewesen, obwohl man seinen Ackerbau beileibe nicht primitiv nennen darf.

*

Einige fesselnde Einblicke in das Jägerleben der Vorzeit gewähren uns zeitgenössische Darstellungen von Jagd und Wild, die in unserer Provinz gefunden wurden. Passionierte germanische Jäger der frühen Eisenzeit (aus dem Abschnitt von etwa 650 bis 500 vor Chr. Geb.) haben sich Bilder aus ihrem liebsten Handwerk auf ihre Aschenurnen geritzt oder ritzen lassen. Sie legten offensichtlich Wert darauf, bei der letzten Ausstattung für die „ewigen Jagdgründe“ diese „grüne“ Seite ihres irdischen Lebens in Bildern bestätigt zu sehen. Nach der szenischen Behandlung, zum Beispiel des Bilderfrieses auf der Urne von Elsenau im Kreise Schlochau, die in einem Steinkistengrab stand, darf man bereits von Waidwerk im Sinne eines regelten, mit Erfahrung übernommenen Betriebes sprechen; im Gegensatz zu dem bewaffneten Spaziergang eines Sonntagsjägers durch die friedliebende Botanik (weil die Zoologie infolge des regel- und naturwidrigen Verhaltens des Partners in diesem Spiel sich leider meist entfernt hat!). Der Fries von Elsenau mag das erläutern. (Verfasser hat nach eigenen waidmännischen Erfahrungen Anfang und Ende der an sich ohne Beginn und Schluß rings um die Urne laufenden Darstellung bestimmt): Das erste Feld des Gesamtbildes in unserer

Abbildung zeigt uns das jagdbare, gehetzte Wild, nämlich unverkennbar einen kapitalen Hirsch mit endenreichem Geweih und ein zweites Stück, das hier nicht richtig zu einem Tier ergänzt worden ist; es dürfte auf dem leider nicht erhaltenen abgesplitterten Teil der Urne wohl auch ein Hirsch (also mit Geweih) gestanden haben. — Das zweite Feld zeigt uns (symbolisch dargestellt) eine Hetzhundmeute. — Im dritten Feld sieht man den Rüdemann, der einen Speer, beim Waidmann „Feder“ genannt, trägt und im gleichen Feld noch zwei hochflüchtig abgehende Tiere, also Kahlwild. Lebenswahr ist hier mit einfachen Ritzstrichen das charakteristische Bild des Abspringens wiedergegeben. Da in der Natur bei dem Rotwilde tatsächlich beim Überfallen von Hindernissen der Eindruck entsteht, es habe das Tier gar keine Vorderläufe, hat der Zeichner sie in der das Wesentlichste betonenden Darstellung einfach weggelassen. — Das vierte Feld zeigt uns den eigentlichen Jäger (es können natürlich in Wirklichkeit mehrere gewesen sein; man wollte ja nur das Charakteristische festhalten), der zu Roß mit der Meute wirklich par force jagd. Er trägt Schwert und Wurfspieß. Wahrscheinlich hat man das Wild gegen irgendein natürliches Hindernis gejagt, vor dem es lieber zurückprellte, ehe es dieses annähme. Also wahrscheinlich gegen ein größeres Wasser, womöglich gar den in der Nähe von Eisenau gelegenen Ziethener See. Denn das fünfte Bild zeigt uns eine regelrechte Treiberwehr, die durch drei waffenlose Männer symbolisiert wird, die sich bei der Hand fassen. Wir müssen immer berücksichtigen, daß der Fries Dekoration ist, also die Wirklichkeit es sich gefallen lassen muß, daß ihr im Sinne der Bestimmung des Bildes Zwang angetan wird. Denn man kann mit Geschmack nicht naturalistisch die ganze Treiberwehr auf einem Zierfeld abzeichnen wollen. Es ist gerade so reizvoll, daß die Darstellung zwar als Verzierung eines Gefäßes gedacht ist, aber nichtsdestoweniger an Deutlichkeit — und Deutbarkeit zu wünschen übrig läßt. Sie ist auch so unmißverständlich, daß niemand haltlose Phantasien an sie knüpfen könnte. — Im sechsten Bilde endlich sehen wir zu Pferde den speerlosen(!) Dirigenten der Treiberwehr und schließlich im siebenten und letzten Felde steht ein Mann mit Reservespeeren; der gute Jäger kann nicht erst stundenlang nach einem ins Gebüsch danebengeschleuderten Speer suchen. Außerdem hat man an Transportmöglichkeit für die erhoffte Strecke gedacht, denn es ist noch ein zweirädriger Wildkarren aufgezeichnet. Niedriges Wild, zum Beispiel Schwarzwild, können ein paar starke Männer an einer Schulterstange tragen; das ist mit einem Hirsch nicht gut möglich. Daß diese Ritzung einen Karren mit zwei Rädern bedeuten soll, geht aus der Darstellungsweise primitiver Zeichner hervor; man lasse sich von einem Kinde, das noch nichts von Perspektive gehört hat, mal einen Wagen malen. Es wird die Räder von oben gesehen als Scheibe an die Achsenköpfe zeichnen. Wir finden das bei unzähligen vorgeschichtlichen und primitiven modernen Zeichnungen wieder.

Alles in allem eine echte Parforcejagd in unserer Heimat aus der Zeit von 650—500 v. Chr. Geb.

Den beweglichen Germanen der frühen Eiszeit, die sich auf sehr langsamer, steter Wanderung nach Südosten befanden, lag überhaupt alles, was mit Jagd, Fischfang, Pferd und Wagen zusammenhing, näher als intensiver Ackerbau.



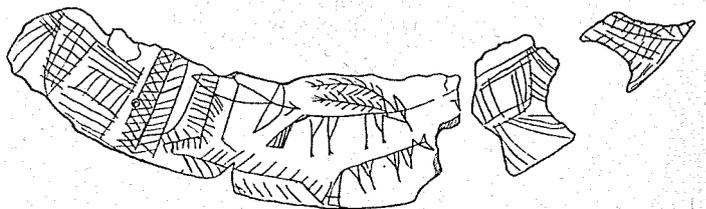
Feder- und Haarwild um einen Baum. Auf einer germanischen Urne der frühen Eisenzeit (ca. 650 bis 500 v. Chr. Geb.). Gefunden in Märkisch Friedland, Kreis Dt. Krone.

Ein anderer Eisenzeitgermane, der in der Nähe des heutigen Märkisch Friedland dem Waidwerk oblag, muß neben der Jagd an Geweih- und Gehörnträgern auch Interesse für das Jagen an unserem edlen Federwild gehabt haben. Für den „Auerhahn des kleinen Mannes“, den Birkhahn, ebenso wie an Hasel- bzw. Auergeflügel selbst. Denn auf den Bauch einer Urne hat er sich neben Hirschen und Böcken auch Birk- und Hasel- bzw. Auergeflügel ritzen lassen. Der Baum mit dem schweren Vogel im Spitzengeäst und die eigentümlichen, auf einen Bodenstrich gestellten Vögel sprechen dafür. Ich kenne unter dem Wildgeflügel unserer Breiten außer dem Birkhahn nichts, was Leierfedern oder Spiel trüge. M. E. stellen die beiden Vögel mit dem hinten abgeknickten Stoß (Schwanz würde der Nichtwaidmann sagen) am Boden balzende, kämpfende Birkhähne dar. Man muß sich nur einmal in die Zeichnung hineinsehen und natürlich auch mal im Tagesschummern des Vorfrühlings einer Bodenbalz zugesehen haben, um Verständnis für die Zeichnung aufzubringen. Vogeldarstellungen sind sonst recht selten, und wir dürfen uns freuen, daß die alten Ostgermanen uns heutigen Waidmännern in der Grenzmark Posen-Westpreußen ein paar so nette Ritzungen aus ihrem jagdlichen Tun hinterlassen haben.

In einer der Wittenburger (Wittenburg, Kr. Flatow) Urnen fand sich ein bronzenener Angelhaken. Ein Zeichen, daß die Stippfischerei zu dieser Zeit ebenfalls im Schwange war. Wie man überhaupt die Fischerei und ihre Bedeutung im vorgeschichtlichen Haushalt nicht unterschätzen darf; schon in der älteren Steinzeit, vor allem dann in der mittleren, gab es hauptsächlich beinerne Angelhaken und Fischgare (Speere). Schließlich ist ein frischgespeerter Lachs oder ein Forellchen auch heute noch eine Atzung, die man beim besten Willen nicht gern abschlagen kann, sollte man einmal dazu eingeladen werden. — Fischfang lag überwiegend den Frauen ob. Er war wohl sicherlich auch lohnender als die Jagd. Beim Stippangler kam es damals wie auch heute darauf an, wer von beiden, ob Angler oder Fisch, am beharrlichsten seinen Standpunkt behaupten konnte, bevor ihn der Appetit überwand. Unterlag der Fisch der Versuchung, so diente er zum Stillen des abgestandenen Anglerappetites, verlor der Fänger die Geduld, so mußte er sich zu Hause die Uzerei gefallen lassen und versuchen, von der Jagdbeute noch einen Happen zu ergattern. Und der Flachs blüht schon lange zwischen Hubertus- und Petrusjüngern, sicher schon länger, als der gute St. Peter und St. Hubert das Patronat über Jagd und Fischfang innehaben.

Mehr Temperament mußte beim Fischespeeren aufgebracht werden. Viele knöcherne Harpunen bezeugen diese erfolgreiche Tätigkeit. Wir würden heute sicher erstaunt sein, könnten wir unsere Gewässer einmal unverpestet als Wildwasser mit unerschöpflichem Fischreichtum sehen. Großfische, die zum Laichen in die Quellwasser steigen, erfahren heute so viele Verluste durch die stinkenden, vergifteten Kulturwässer, daß nur ein Bruchteil noch unsere Wasserläufe erreicht. Wie anders damals! Hast du, verehrter Leser, schon einmal einen richtigen, zünftigen, überm Lagerfeuer gedünsteten Steckerlfisch verpeist? Wenn nicht, dann Petri-Heil und guten Appetit! Ich darf dir verraten, ohne gegen die Vorzeitfischer indiskret zu sein: er ist eine Delikatesse! Man muß natürlich nicht gerade einen Kaulbarsch nehmen, wogegen man mit einem Salm oder einer Forelle sicher keinen Fehlgriff tut. Und diese leckeren Fische gab es damals in Menge. Die Netzfischerei ist seit der jüngeren Steinzeit, also durch gut fünftausend Jahre, bezeugt.

Nur mit der (damals unbekanntem) Spinnangel wird der heutige Jünger St. Peters, was die technischen Möglichkeiten betrifft, der Überlegene sein. An Erfahrungen war sicher der vorgeschichtliche Fischer der Geriebenere. Weil er sich mehr in die Natur einfühlen konnte, mehr Teil von ihr, also naturweiser war, und wohl auch, weil Zeit damals noch nicht Geld bedeutete.



Jagd mit Pfeil und Bogen auf den Rothirsch. Ritzung auf einer germanischen Urne des 2. bis 3. Jahrhunderts nach Christi Geburt aus Bomst.

Aus späterer Zeit, der römischen Kaiserzeit, und zwar aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, haben wir noch eine Jagddarstellung auf einer Urne, die im heutigen Bomst im Kreise Meseritz zutage kam. Beim längeren Betrachten kann man deutlich einen Hirsch, ein Stück Kalbwild und den Bogenschützen erkennen, der von hinten rechts dem Rothirsch den Pfeilschuß anträgt. Leider ist die Urne nicht völlig erhalten, so daß uns in dieser Zeichnung nur ein Teil der Verzierung vorliegt.

Wir sehen, daß der Mann schon früh aus Notwendigkeit oder später aus Liebhaberei dem Waidwerk und der Fischerei oblag; daß bei der letzteren ihm die Frau behilflich war, wenn wir die Verhältnisse bei heutigen Jäger- und Fischervölkern zum Vergleich heranziehen. Daß beim Germanen und Deutschen sich mit dem blutigen Handwerk trotzdem Liebe zum Wilde, zur lebenden Kreatur verband und noch verbindet, ist ein Zeichen seiner Beseeltheit und Gemütsstärke, der schönsten deutschen Eigenschaft, die unserem Volke noch recht lange als Erbe erhalten bleibe. Du, deutscher Jäger und Waidmann, sei stets dessen eingedenk, daß die Alten nicht eine Wildart unserer Heimat ausgerottet haben — die ausgestorbenen Arten verfielen den Naturgewalten —, daß erst mit den Feuerwaffen die Ballerei, das rücksichtslose Tot- und, was noch schlimmer ist, das Zuholzeschießen unseres schönen Wildes begann. Handle als Waidmann so, daß die Nachfahren, wenn wir erst einmal „vorgeschichtlich“ sind, von uns als anständigen Jägern sprechen können. — Waidmannsheil und Petriheil!

(Entnommen dem Heimat- und Kreiskalender Schlochau)

Begräbnisbräuche in der Heimat

Jede Gegend hat ihre Sitten und Bräuche. Heute will ich von solchen aus dem Flatower Raum berichten, und zwar über Begräbnisbräuche in Deutsch Fier. Für mich, der aus dem Posener Land kam, war vieles neu.

Starb jemand, dann erklang das Geläut der Kirchenglocken, das allen Dorfbewohnern verkündete, daß einer der Mitbewohner das Zeitliche gesegnet hatte. In dem Raum des Hauses, in dem der Tote aufgebahrt wurde, hielt man die Uhr an und verhängte den Spiegel mit einem weißen Laken. Ein Nachbar, meist eine Nachbarin, ging von Haus zu Haus und lud zur Beerdigung und in einzelnen Häusern auch zu dem nachfolgenden Leichenschmaus ein. Am Beerdigungstage fanden sich zur festgesetzten Stunde die Trauergäste ein, die Männer meist im Gehrock und Zylinder, die Frauen ebenfalls dunkel gekleidet. Die Leiche lag im offenen Sarg, jeder konnte zu ihm treten und in stillem Gebet vom Verstorbenen Abschied nehmen. Ehe der Pastor den Raum betrat, schlossen die Träger den Sarg. Der Lehrer, der als Organist auch bei der Beerdigung seinen Dienst zu verrichten hatte, stimmte den Choral an, den der Pastor ausgewählt hatte. Nach dem gemeinsamen Gesang hielt der Pastor die Totenandacht. Ein weiterer Choral beschloß die Feier im Hause. Die Träger, meist die Nachbarn, trugen den Sarg nach draußen. Der Sarg hatte auf zwei Holzböcken gestanden, die mit einem weißen Laken überdeckt waren. Beim Aufheben und Hinaustragen des Sarges wurden diese Böcke geschickt umgekippt. Ich wußte nicht, daß das so Sitte und Brauch war und richtete einmal — von mir gut gemeint — diese Böcke wieder auf, doch bald danach lagen sie wieder. Als ich später jemand fragte, warum das so sein müsse, hörte ich, es solle verhindert werden, daß der Tod wieder ins Haus komme.

Der Trauerzug setzte sich dann in Bewegung. Vor dem Sarg, der entweder von den Trägern — die Bahre mit dem Sarg auf die Schultern aufgesetzt — bis zum Friedhof getragen oder auf einem Leichenwagen, den man in der Stadt gemietet hatte, gefahren wurde, ging der Lehrer mit dem Schulchor, Choräle singend. War der Verstorbene Mitglied des Krieger- und Schützenvereins, so spielte eine Blaskapelle Trauermusik. An der Kirche wurde Halt gemacht, Sarg und Trauergemeinde kamen ins Gotteshaus, der Pastor hielt die Totengedenkrede. Dann bewegte sich der Zug zum Friedhof zur Bestattung. Wenn der Sarg in die Gruft versenkt war, hörte und sah man, wie ein längerer Stab in drei Teile zerbrochen und in die Gruft geworfen wurde. Mit diesem Stab war die Länge des Sarges gemessen worden, um danach die richtige Länge des Grabes zu bekommen. Dieser Stab, so hieß es, dürfe nicht wieder ins Dorf zurück, sonst hole der Tod gleich wieder einen der Bewohner. So wurde er im Namen der Dreifaltigkeit gebrochen und dem Toten mit ins Grab gegeben. Bei verstorbenen Kriegervereinsmitgliedern schoß eine Schießgruppe über dem offenen Grab einen Ehrensalut. Die Träger schaufelten sodann das Grab zu. Auf den Grabhügel legten sie nach getaner Arbeit Schaufeln und Spaten kreuzweise übereinander, traten an den Hügel und nahmen nach einem stillen Gebet die Geräte wieder von dem Hügel. Erst dann folgte das Schlußgebet des Pastors. Wenn die Kränze den Grabhügel deckten, verließ die Trauergemeinde den Friedhof. War die Blaskapelle auch dabei gewesen, so verließ sie mit Marschmusik ebenfalls diese Stätte und fand sich im Gasthause zu einem Umtrunk ein, den die Angehörigen des Verstorbenen bezahlten.

In den dreißiger Jahren wurde manches geändert, so wurde die Mitwirkung des Schülerchors und die Aufstellung des Sarges in der Kirche untersagt, auch das Brechen des Stabes erfolgte nicht mehr.

Aber nach wie vor versammelten sich nach der Beerdigung die Verwandten und die Geladenen zu dem Leichenschmaus im Trauerhause. Das sei das Letzte, das der Dahingegangene den noch Lebenden gebe, so hieß es. An der Tafel wurden Kaffee und Kuchen, Braten und Aufschnitt gereicht. Zu Beginn sprach der Lehrer das Tischgebet. Auch alkoholische Getränke fehlten nicht, so daß im Verlaufe dieses Leichenschmauses die Unterhaltung so angeregt war, daß man glauben konnte, man sei gar nicht in einem Trauerhause. Im Einvernehmen mit der Hausfrau hob der Lehrer die Tafel mit einem Dankgebet auf. Zum Schluß sangen alle im Gedenken an den Verstorbenen und an den eigenen Tod die beiden Choralverse „Wenn ich einmal soll scheiden“ und „Erscheine mir zum Schilde“.

Der Friedhof, der so manchem Deutsch Fierer als letzte Ruhestätte dient, ist heute gänzlich ungepflegt. Bäume und Sträucher sind zu einem fast undurchdringlichen Gewirr gewachsen, die Grabkreuze sind zerschlagen, umgeworfen oder entfernt. Den dort heute wohnenden Polen ist diese Stätte nicht der Ort, wo

man pietätvoll der Toten gedenkt. Vielleicht wird der Friedhof nach Jahren eingeebnet, und der Pflug geht darüber hinweg. Doch die Angehörigen der dort ruhenden Deutsch Fierer werden ihrer teuren Toten weiterhin gedenken, auch wenn sie noch so weit von der einstigen Heimat entfernt sind.

Paul Drescher



Am jüdischen Friedhof in Flatow

Der alte Garten zu Hause

Kaiserkron und Päonien rot,
die müssen verzaubert sein,
denn Vater und Mutter sind lange tot,
was blühen sie hier so allein?

Der Springbrunn plaudert noch immerfort
von der alten schönen Zeit,
eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,
als ob sie im Schläfe spricht:
mir ist, als hätt ich sie sonst gekannt —
still, geh vorbei und weck sie nicht!

Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
streift sie die Saiten sacht,
da gib't einen wunderbaren Klang
durch den Garten die ganze Nacht.

Joseph von Eichendorff

Der Geburtstagswunsch eines Fünfundszwanzigers

Karl Lenz aus Flatow wird 75 Jahre alt

Ja, nun werde ich am 18. November dieses Jahres 75 Jahre alt, ein dreiviertel Jahrhundert, das ausgefüllt war von einem Auf und Nieder, ausgefüllt von Fried' und Freud', von Not und Leid. Ich werde diesen Tag in aller Stille begehen. Eigentlich hatte ich zu diesem Tage einen ganzen Stapel von Wünschen „auf Lager“; ich habe sie alle bis auf ein Anliegen über Bord geworfen. Letzteres aber halte ich für sehr wichtig, und ein Aufschub scheint mir nicht angebracht zu sein.

Vor zwei Monaten klagte mir der Herausgeber unserer Heimatzeitung seine Not. Hatte er doch zu diesem Zeitpunkt über 4 000 DM rückständige Bezugsgebühren aufzuweisen.

Ja, meine lieben Flatower — und auch wohl die Schlochauer — so geht es nicht. Unser Heimatblatt ist doch unser Sprachrohr, ist doch das letzte Bindeglied, welches wir noch haben. Da wollen wir doch unserem Landsmann in seiner Misere helfen; zumal es ja keine Spende, kein Opfer ist, das wir bringen sollen — nur pünktlich zahlen. Darüber hinaus kann jeder von uns seine Verwandten und Bekannten zur Pünktlichkeit aufrufen und ermuntern.

Also, Ihr lieben Heimatfreunde, alte und jugendliche, frisch ans Werk! Gifhorn wird weiterhin unsere Patenstadt bleiben, und unsere Heimatzeitung wird weiterhin erscheinen! Das ist doch nur eine feierliche Verpflichtung unserer lieben alten Heimat gegenüber, das muß uns allen eine Herzenssache sein!

In diesem Sinne grüßt alle seine Heimatfreunde

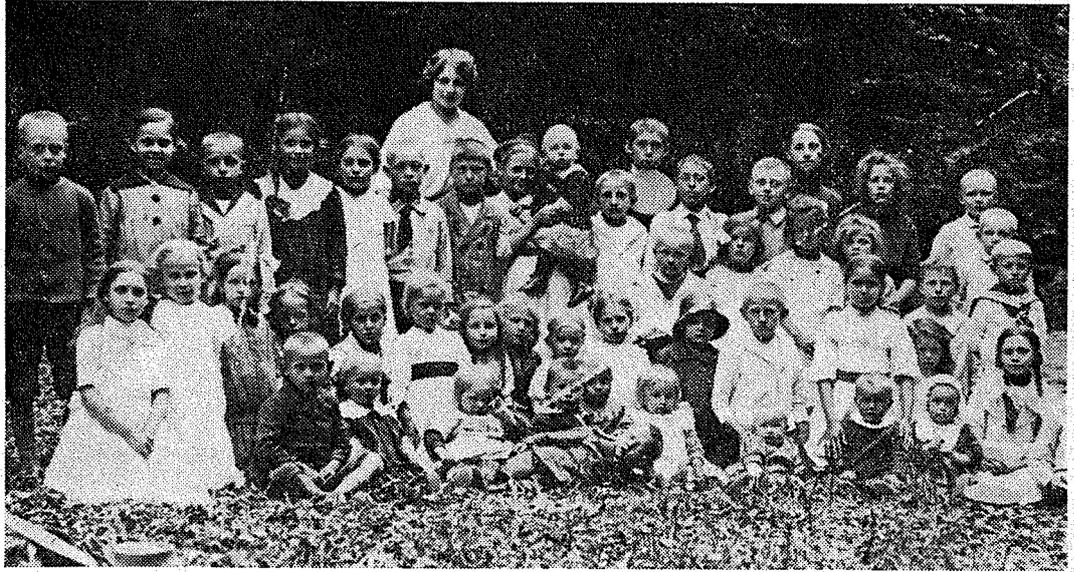
Euer Karl Lenz

Alle meine Kinder und ich

Erlebnisse mit Schlochauer Kindern im Kriegskinderhort 1914-1918

Von Margot Dietrich

Fräulein Margot Jedrzejewski, jetzt Frau Dietrich, mit den Kindern des Schlochauer Kinderhortes während des 1. Weltkrieges. Einige Namen der Kinder sind noch bekannt: Franz Wenzel; „Gospodareks ihre“; Minna Gehrke; Paul Knuth, genannt „Puthahn“; Charlotte Frenz mit ihrer kleinen Schwester; Emil Krüger; Grete Berkenhagen; Wojahns und unten von links nach rechts: Anna Witt; Frieda Wenzel; Dahlmanns; Erna Gehrke, Paetz; Ida Gehrke, die spätere Frau Lenz; Ella Wenzel; Reinhold Radtke; Paul Berkenhagen; Lene Kosse.



Beim Durchsehen alter Fotos werden wieder Erinnerungen wach, Erinnerungen an die Zeit vor fünfzig Jahren, als der Vaterländische Frauenverein einen Kriegskinderhort in unserem Städtchen eröffnete, den zu leiten ich die Freude hatte. Die damalige großzügige Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins, Frau v. Mach, brachte mir und meinem Tun sehr viel Verständnis entgegen. Beim Anblick des hier gezeigten Gruppenbildes fallen mir so nette Erlebnisse ein, die es wert sein dürften, in ganz kurzen Umrissen aufzeichnet zu werden.

Der kleine Franz Wenzel (ganz links auf dem Bild), von den anderen Kindern „Frusel“ genannt, malte stets mit Eifer und Ausdauer sämtliche Figuren aus Wilhelm Buschs Geschichten wie „Max und Moritz“, „Fips der Affe“ und anderen. Er besaß darin ein erstaunliches Talent und konnte sich stundenlang damit beschäftigen. Wojahns Kinder wiederum waren groß im „Aufschreiben“. Wenn ich mal das Klassenzimmer verließ, waren die Namen vieler „unartiger Kinder“ auf die große Wandtafel geschrieben worden. Es war eine wahre Pracht.

Wenn Wojahns die Tafel so recht vollgeschrieben hatten, mußte ich die „Ubeltäter“ leider auch bestrafen. Das fiel mir immer sehr schwer. So wählte ich also die leichteste Strafe: „Los in die Ecke auf fünf Minuten!“ Für die Kinder war es aber eine Schmach. Und wie traurig war ich, wenn sie böse und beschämt der von ihnen als hart empfundenen Bestrafung folgten. Das arme Kinderherz aber brach beinahe, wenn ich anordnete, daß die Unfolgsamen bei der heutigen Märchenstunde nicht dabei sein dürften.

An jedem Abend erzählte ich den Kindern Märchen, von Andersen, den Brüdern Grimm und anderen; teilweise waren diese Märchen aber von mir selbst erdacht. Das machte natürlich große Schule. Im Winter erschienen dann zur Dämmerstunde viele Mütter, um quasi ihre Lieblinge abzuholen, mehr aber noch lag ihnen am Zuhören, wenn ich Märchen erzählte. Oft unterstützte mich dabei auch mein Vater, der Kinder sehr liebte und auch verstand. Er erzählte besonders Märchen aus Tausendundeiner Nacht, von Sindbad, dem Seefahrer, von Aladin mit der Wunderlampe und anderen. Wie freuten sich die Kinder, wenn gegen Abend mein Vater erschien. „Gnädiger Herr kommt!“, riefen sie dann im Chor. Das Wort „Herr“ sprachen sie wie „Heer“ aus. Sie gingen auch in die „Kirsche“ und aßen „Kirchen“.

Unter den Kindern befand sich auch ein Junge, der beim Lachen wie ein Puthahn kollerte. Die Kinder, die ja viel Humor besitzen, nannten ihn deshalb „Puthahn“. Als dieser später zu einem überaus kräftigen jungen Mann herangewachsen war und einmal mein Geschäft in Schlochau betrat, rief ich voller Freude: „Ach, Puthahn, welche Freude, dich wiederzusehen!“, da lachten alle Kunden im Laden und bestaunten das „Puthähnchen“ gebührend.

Liesbeth Bettin, als Älteste, übernahm mit mir nachmittags punkt vier Uhr die Milch- und Brotverteilung. Die Milch wurde freundlicherweise zunächst im Gemeindehauslazarett und später von Frau Schröder (Hotel Deutsches Haus) gekocht.

An meinem Geburtstage hatten die Kinder, deren Zahl sich später auf rund 80 erhöhte, immer in rührender Weise für Überraschungen gesorgt. Mein Sitzplatz war dann derartig mit Tannengirlanden dekoriert, daß ich beim Hinsetzen hell aufjauchzen mußte. Und wehe mir, wenn ich etwa nicht sitzen geblieben wäre! Es zwickte an allen Ecken und Kanten. — Das Pult war mit vielen Geschenken bestellt, was mich immer sehr bewegte, ersah ich doch daraus die Liebe der Kleinen und die Anerkennung der zur Arbeit gehenden Mütter. Da prangten golden geränderte Teller von den Geschäften Selbiger und Dobrin mit farbigen Bildern von Hindenburg und Tirpitz; der Schnurrbart Hindenburgs leuchtete in besonderem Gold, und nie wieder sah ich so schöne blaue Augen. Da lagen auf meinem Geburtstags-tisch Taschen, gestrickte Handschuhe und sogar eine Tafel Schokolade, was zu damaliger Zeit ein ganz besonderes Geschenk war. Die beiden Spender dieser Köstlichkeit verrietten mir auch, daß sie diese Schokolade vom Papa aus dem Felde geschickt bekommen hätten. „Und wir haben nur ein ganz klein bißchen dran geleckt und dann haben wir gedacht, die bringen wir dir!“ Bei diesem Bericht mußte ich herzlich lachen und dankte den Kindern ganz besonders.

Zum Geburtstag hatte ich mit viel List und Tücke einen Kriegskuchen gebacken, was ja damals mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Nach dem Festschmaus spielten die Kinder mir zu Ehren Theater. Den Inhalt des Stückes vergesse ich nie: Also! Ich, Spielfräulein, gehe durch das Wäldchen und werde an der Rodelbahn von Räubern überfallen. Dabei werde ich auch geprügelt und man sperrt mich ein und hungern läßt man mich auch. 2. Bild: Meine Eltern und „Schwester Wanderer“ — so nannten die Kinder meine Schwester Wanda — suchten mich überall vergeblich. Zufällig kommen Nachtwächter Holz und Bürgermeister Zieger des Wegs. Sie schließen sich mit Erfolg der Suchaktion an und übergeben mich mit strahlendem Lächeln den jetzt frohen Eltern. Ein Chorgesang — jede Oper wäre stolz darauf — bildet den Schluß dieses Werkes. „Sie ist gerettet, gerettet!“, singen die Kinderstimmen.

Es bleibt noch übrig, die Kostümierung zu dem Drama „Spielfräulein und die Räuber“ zu schildern. Mein „Kostüm“ bestand aus einem Sack. Geschmückt war diese „Robe“ mit einer roten Kinderscharpe, die mit Fransen besetzt war. Den dazugehörenden Hut hatte Kaufmann Alex Hoffmann aus einer Schliemannschen Altertumskiste hervorgezaubert. Er war selbstverständlich groß, also ganz meiner Vorliebe für große Hüte entsprechend. Die „Räuber“ glichen Negern und trugen aus Holz angefertigte Dolche. Um den Leib hatten sie Teile einer Wäscheleine geschnürt. Es waren wirklich „schöne“ Räuber. Vater und Mutter Jedrzejewski prangten auch in Säcken. Vater Alfons trug seinen großen Künstlerhut, welchen unsere damalige Hausgehilfin den Kindern heimlich zugesteckt hatte. Sie waren fürwahr ein nobles Paar. Meine Schwester Wanda hatte man ebenfalls in einen Sack gesteckt und eine weiße Schürze darüber getan. Und da sie seinerzeit Hilfsschwester beim Roten Kreuz war, wurde ihr ein aus einem Taschentuch gestecktes Häubchen auf ihr Haupt ge-

setzt. Bürgermeister Zieger und Herr Holz trugen umgekehrte Wintermäntel. Man sieht, es ging bei einiger Phantasie und gutem Willen eben alles.

Als ich dann später unter meinen Schützlingen kleine Talente herausfand, ging ich mit ihnen auf die Bühne ins „Deutsche Haus“. Wir spielten Theater, ich sang und studierte Tänze ein, eine Vorliebe von mir, die dann später meinem Beruf sehr dienlich war. Nebenbei lernte ich es, aus nichts etwas zu zaubern. Am Klavier saß zuerst Else, später Lilly Herzog.

Meine Bemühungen, aus dem Reinertrag solcher Aufführungen Spielsachen für die Kinder zur Weihnachtsbescherung zu kaufen, wurden von meinem Vater und anderen Schlochauern unterstützt. Glück damit hatte ich auch insofern, als einige Schlochauer Junggesellen, damals „die Unabkömmlichen“ genannt, die Reingewinne beim Kartenspiel für meine Kleinen stifteten. Ich entwickelte seinerzeit im „Betteln“ für meine Schützlinge ein erstaunliches Talent. Eine nette kleine Geschichte fällt mir dabei ein: als ich einen charmanten Junggesellen um eine Unterstüt-

zung bat, schickte er mir tags darauf seinen Bürovorsteher mit einem Brief folgenden Inhalts:

Da ich schon etwas geben muß,
Gäb' ich am liebsten einen — Taler.
Doch da die Taler jetzt sind selten
Mag dies Papier als Taler gelten.

Kein Wunder, denn ich war ja damals 17 Jahre alt. Bei dem „Papier“ handelte es sich um einen größeren Geldschein. Das war reizend, und ich habe das Verschen bis heute nicht vergessen.

Ja, trotz des traurigen ersten Weltkrieges gab es in meinem geliebten Kinderhort sehr viele schöne und lustige Momente. Ich könnte noch viel mehr erzählen, aber: in der Kürze liegt die Würze! Demnächst mehr — auch aus meiner Tanzlehrerzeit will ich gern demnächst plaudern.

Bis dahin
Ihre Margot Dietrich
geb. Jedrzejewski

Meine erste Jagd Erinnerungen an meine Jugend (Fortsetzung). Von Georg Ritgen

Vierzehn Tage darauf fuhr ich nach Haus in der festen Absicht, mich freiwillig zu melden. Es war der 1. November 1918. Mein Vater wollte mit mir selbst zum Wehrmeldeamt fahren. Vorher aber sollte ich noch meine erste Hasentreibjagd in Landringhausen mitmachen, zu der ich eine Einladung von Herrn G., Ditterke, erhalten hatte. Die Schützen kamen dazu fast durchweg mit ihren mit Pferden bespannten Wagen gefahren. Das Wetter war vormittags ideal; ein leichter Neuschnee war gefallen. Mein Vater hatte mir eindringlich Verhaltensmaßregeln gegeben. Als Treiber war ich schon oft mit auf Jagd gewesen, vor allem auf Hühnerjagd, hatte aber selbst noch nicht mit einem Jagdgewehr geschossen, dagegen mit Luftgewehr und Tesching natürlich oft und gut.

Im ersten Trieb bekam ich einen Stand zugeteilt etwa in der Mitte der Außenseite einer Schonung, auf die zugetrieben werden sollte. Das Treiben wurde angeblasen, und ich wartete gespannt darauf, was kommen würde . . . Da kam schon der erste Krumme gelaufen . . . und tatsächlich zwanzig Schritte dahinter ein zweiter. Das kann ja gut werden! Sie kamen schräg von vorn und wollten auf fünfundzwanzig Schritt vor mir vorbei, um zwischen meinem Nachbarn und mir in die Schonung zu wechseln.

Mein Vater hatte mir gesagt: „Solange wie möglich absolut still stehen, dann anlegen, das Gewehr gut einziehen, die Mündung beim Zielen mit dem Hasen mitgehen lassen und etwas vorhalten . . . je nach Entfernung mehr oder weniger.“

Und so machte ich es, der erste Hase schlug einen Purzelbaum, da war auch schon der zweite da, der merklich schneller geworden war und etwas abbog. Auch ihn erwischte die volle Ladung Schrote, er rutschte noch zwei Meter im Schnee weiter und blieb dann liegen.

Freude und Stolz waren bei mir natürlich ganz groß, gleich mit den ersten Schüssen auf meiner ersten Jagd eine Dublette erlegt zu haben. Es war kein Kunststück, lediglich ausgesprochenes Glück, daß mir die beiden so gut kamen, wie es gar nicht besser möglich war. Ich hörte und sah auch noch mehrere Schüsse anderer Schützen, und dann wurde bald das erste Treiben abgeblasen, die Strecke zusammengetragen. Viele gratulierten mir: „Natürlich bei dem Vater!“, (der immer schon als besonders guter Schütze galt). Und mein Vater sagte: „Menschenskind, hast du einen Duse!“

Im nächsten Treiben stand ich an einer Schneise zwischen einer Schonung mit dünnem Laubholz einerseits und lichtem Hochwald andererseits. Die Schonung wurde durchgedrückt. Mein Vater sagte: „Unter Umständen ist da ein Fuchs drin, du darfst dich absolut nicht mucksen, nicht einmal die Augenlider bewegen.“ Ich bemühte mich, seinen Rat zu befolgen. Zwei Eichelhäher strichen schimpfend mit mißtönendem Geschrei ab. Gleich zu Beginn des Triebs kam wieder ein Meister Lampe anscheinend mißtrauisch angehoppelt. In dem z. T. trockenen Unterholz hörte man vorher ein Knacken und Brechen und dann sah ich ihn auch schon, wie er verhielt, ehe er die Schneise überqueren wollte. Es war wieder leicht, ihn zur Strecke zu bringen, er sackte zusammen und blieb liegen. Der Nachbarschütze erlegte kurz darauf einen Fuchs, der auch hätte bei mir raus wollen, aber wohl durch den Schuß auf den Hasen vergrämt war, wie Herr G. mir nachher sagte.

Es war sicher besser so, sonst wäre ich noch großenwahnsinnig geworden. Meine dritte Beute schien mir schon als großes Glück, wie ein Jäger es nun aber mal braucht.

Der eine geht einmal und bringt den Bock seines Lebens, nachdem er ihn vorher ausgemacht hat, oder einen kapitalen Hirsch, während der andere ein Dutzend oder mehr halbe Nächte auf Anstand und Hochsitz zubringt und immer nur Spieß zu sehen bekommt.

Nachmittags wurde das Wetter ungemütlich, es war neblig, naßkalt, ich fror und hatte Kopfschmerzen und wünschte mir nur, daß die Jagd bald vorbei wäre. Ich weiß nicht mehr, ob ich an dem Tag noch mehr Anlauf hatte oder ob ich auch noch vorbeischoß. Nach dem Abblasen der Jagd wurden wir noch zu Kaffee und Kuchen vom Jagdherrn eingeladen, der hinterher dann auch noch Zigarren und Schnaps spendierte, in diesem Fall seinen guten alten Ditterker Korn. Ich drückte mich in eine dunkle Zimmerecke. Die beiden Herren hatten noch viel zu erzählen, das Zimmer war bald ein einziges Nebelmeer von Tabakrauch; mein Kopf glühte immer mehr, und ich konnte kaum aus den Augen gucken. Ich dachte immer nur: Wäre ich doch nur erst zu Hause.

Ich erinnere mich noch, wie wir im Schneetreiben dann endlich heimfuhren und ich vorn neben dem Kutscher saß, mein Vater nahm im Wagen noch ältere Jagdgäste mit. Mein Rücken schmerzte so, daß ich glaubte, das Kreuz würde mir abbrechen. Ohne zu essen legte ich mich ins Bett. Ich hatte hohes Fieber und bekam eine böse Grippe wie damals so viele im Kriegswinter 1918. Mit dem Freiwilligmelden war es nichts mehr. Von der Revolution und dem Kriegsende las und hörte ich nur im Bett.

Nach drei Wochen ging ich wieder brav zur Schule. Im Frühjahr sollte ich ja mein Maturum machen, und ich mußte nun einige Wochen noch schwer büffeln. Die Lehrer meinten es dankenswerterweise gut mit mir. Sie gaben mir Bücher und nannten mir die Seiten und ließen durchblicken, daß da oder darüber eventuell im Examen geschrieben werden würde. So arbeitete ich z. B. einen französischen Aufsatz über Rousseau zu Hause „auf Verdacht“ aus, lernte ihn auswendig und schrieb ihn am Tage des schriftlichen Examens in Rekordzeit ins Reine. Er begann: „Jean Jacques Rousseau naquit en 1712“, eine Jahreszahl, die ich daher auch nie vergessen habe . . . ebensowenig wie die Jahreszahl seines Todes (1778). Vom Mündlichen wurde ich befreit, wahrscheinlich, weil man kinderlieb war, Mitleid mit mir hatte, und weil die Herren Lehrer Angst hatten, daß ich nichts wissen würde, nachdem ich soviel Monate keinen Unterricht gehabt hatte! Es war mir nur recht, obgleich ich es nicht erwartet hatte. Einigen ging es wie mir . . . aber mit Recht! Die übrigen, die geprüft wurden, bestanden auch; es wurde ihnen nicht sonderlich schwer gemacht. Niemand fiel durch.

Ende Januar 1969 jährt sich der Tag zum fünfzigsten Male. Das gibt einen Grund, mit den Überlebenden zu feiern und bei gutem Moselwein alte Erinnerungen aufzufrischen. (Fortsetzung folgt)

An alle Leser!

Immer wieder kommt es vor, daß unsere Zeitung nicht ihre Empfänger erreicht. Viele Leser wechseln ihren Aufenthaltsort und lassen dann nie wieder etwas von sich hören. Umfangreiche Nachfragen bei den Einwohnermeldeämtern — und selbst diese wissen oftmals nicht den neuen Wohnort — sind erforderlich, um diese Leser ausfindig zu machen. Bitte helfen Sie doch mit, den Zeitungsversand leichter zu gestalten und geben Sie sofort nach Ihrem Umzug auch dem Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045, Ihre neue Anschrift bekannt. Eine kostenlose Veröffentlichung der neuen Anschrift im Kreisblatt ist möglich.

Deutsch Fier

Seltene Jagdgeschichten, jedoch kein Jägerlatein

Die Gemeindejagd in Deutsch Fier war immer für einen gewissen Zeitraum verpachtet. Es gab Rehe, Hasen, Kaninchen und Rebhühner zu jagen, seltener Hirsche, die nur als Wechselwild auftauchten. Der Bürgermeister Baumgart hatte von dem Jagdpächter Hans Bleek — früher Küddowbrück — einen Erlaubnischein und durfte für seinen eigenen Bedarf jagen. Auf einem Anstand auf Rehwild passierte ihm die folgende amüsante Geschichte.

Die Rehe traten gern aus den Wäldern, die teils Bauernwald, teils Staatsforst waren, auf die angrenzenden Felder heraus, um hier zu äsen. An einem Abend setzte sich B. auf Anstand. Es dunkelte schon, und nur über den Hügel hin waren Umrisse zu erkennen. Da, auf jenem Hügelrücken, da steht er ja, der Bock! Ab und zu hebt er den Kopf, um zu sichern. Den Drilling also in Anschlag, ruhig zielen! Im Zielfernrohr auf dem Fadenkreuz ist er zu erkennen. Jetzt ruhig abdrücken! Der Schuß geht los, der Bock fällt, getroffen! Der Jäger geht auf die Stelle zu, auf der der „Bock“ stand. Doch was sehen da seine Augen? Zwei Schafe liegen tot, ganz nahe beieinander! Ist so etwas möglich? Beide Tiere standen so, daß eins das andere breitlings verdeckte, so daß es sich in der Dunkelheit ausnahm, als sei es nur ein Tier. Aber wer läßt in der Dunkelheit die Schafe draußen, und nur zwei? Das können doch nur die Schafe von Dux sein! So war es auch. Herbert, der Sohn des Bauern Dux, pflügte noch zu später Stunde auf dem Felde, die beiden Schafe grasten in einiger Entfernung von ihm auf jenem Hügel. Was blieb dem entsetzten Jäger weiter übrig? Er mußte zu dem Jungbauern gehen und ihm von seinem Pech berichten. Herberts Mutter verwertete die beiden Schafe, die eigentlich erst später geschlachtet werden sollten; eine ihr von Baumgart angebotene Entschädigung lehnte sie mit der Begründung ab, er habe es ja nicht mit Absicht getan.

Der Jäger, dem das passiert ist, kann diese Zeilen nicht mehr lesen, er hat die Strapazen der Flucht nicht überstanden und ist am 22. Oktober 1945 im Krankenhaus Pasewalk gestorben. Aber seine Neffen und Nichten, die werden diesen Bericht lesen und erstaunt sein, erst heute über dieses seltsame Jagd-erlebnis ihres Onkels etwas zu erfahren. Oder hatte es sich damals doch herumgesprochen? Baumgart hatte mir mal von seinem Pech berichtet, doch ich habe bis heute davon niemandem etwas erzählt.

Auch Reinecke, der Fuchs, fehlte im Jagdrevier von Deutsch Fier nicht. Er machte Jagd auf seine Art. Durch die Kornfelder hindurch konnte er sich ungesehen bis in die Nähe der Gehöfte herschleichen und hier und da ein Stück Geflügel holen.

Eines Tages pflügte der alte Albert Belz gemächlich auf seinem Felde. Da ließ ihn das ängstliche Geschrei von Gänsen in seiner Arbeit innehalten und seine Blicke dahin wenden, woher das Geschrei kam. Am Rande eines Kornfeldes sah er, wie Reinecke mit einem Ganter kämpfte. Des Ganters Damen hatten sich fliegend und schreiend davongemacht und waren dem heimatischen Hofe zu geflüchtet. Der Ganter jedoch wollte seine Gänседamen verteidigen und nahm den Kampf mit dem Räuber auf. Der Fuchs wollte den Ganter durch Bisse kampfunfähig machen, der wick geschickt aus und versetzte dem Gegner mit seinen Flügeln manch harten Schlag, trug allerdings ein paar leichte Bißwunden davon. Entweder waren die Flügelschläge dem Fuchs doch zu schmerzhaft oder er hatte den Mann bei seinem Pferd und Pflug erspäht und Gefahr gewittert, jedenfalls ließ er von seiner vermeintlichen Beute ab und verschwand ohne eine solche wieder im Kornfeld. Der Ganter, sein Angstgeschrei nun in ein Siegesgeschrei verwandelnd, zog auch dorthin, wohin sich seine Schutzbefohlenen gerettet hatten. Es waren die Gänse des Bauern Paul Dux. Bauer und Bäuerin erkannten an den Blutspuren auf dem weißen Gefieder, daß ihr Ganter mit jemand gekämpft haben mußte. Der alte Belz hat ihnen über diesen Kampf berichtet. Er, der schon alt war, konnte dem Ganter so schnell nicht zur Hilfe eilen, er war zu weit von ihm weg. Der Ganter hat sich bald wieder erholt.

Der alte Belz lebt heute auch nicht mehr. Bei der Vertreibung aus seiner Heimat wollte er auf dem Bahnhof Stettin Wasser trinken gehen, seit der Zeit ist er spurlos verschwunden. Ob ihn Polen oder Russen auf dem Bahnhofsgelände erschossen haben oder ob er dort tödlich verunglückt ist, niemand weiß es.

Drescher

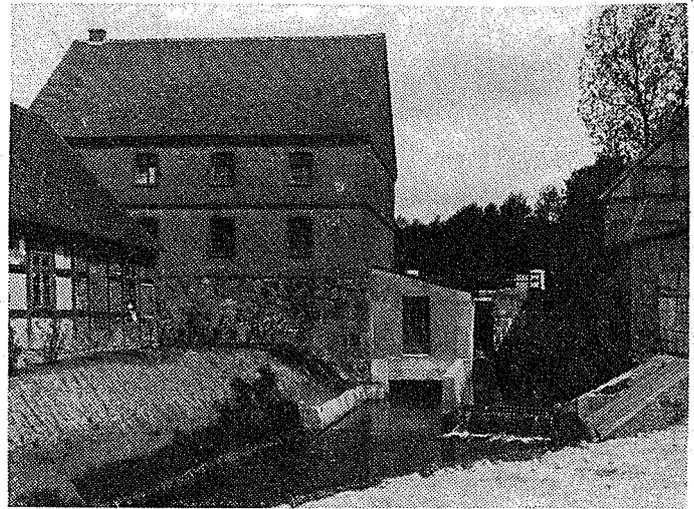
Neuer Visitor für die Danziger

Papst Paul VI. ernannte den Danziger Konsistorialrat Msgr. Prof. Dr. Franz Josef Wothe zum neuen Apostolischen Visitor für die Danziger Katholiken in Deutschland. Der neue Visitor ist mit den gleichen Jurisdiktionsbefugnissen wie sein im Januar 1968 in Düsseldorf verstorbener Vorgänger, Protonotar Dr. Behrendt, ausgestattet.

Wonzow

Das Wonzower Mühlengut der Familie Meißner

Durch die öffentliche Herausforderung meines Schulkameraden Wolfgang Bahr in unserem Heimatblatt sehe ich mich nunmehr veranlaßt, seinen Wunsch zu erfüllen und mein Wissen über die Vergangenheit aus Urkunden und Berichten — soweit noch vorhanden oder erinnerlich — zu Papier zu bringen.



Die Wonzower Mühle nach 1920

Das Mühlengut Wonzow wurde am 12. 4. 1700 von der polnischen Fürstin Ludovica Chartoryska an Carl Meyer verkauft. Die Urkunde darüber war in polnischer Sprache auf Schweinsleder geschrieben und mit einem in einer Hülle befindlichen dicken Wachssiegel versehen. Diese Urkunde war dann mehrmals in die deutsche Sprache übersetzt und amtlich beglaubigt worden. Auf der Flucht 1945 wurden eines Nachts bei einer Plünderung durch russische Soldaten diese wertvollen Urkunden mit dem Reisegepäck zusammen gestohlen. In der Urkunde war dem Carl Meyer und seinen Nachkommen der Besitz des Mühlengutes auf ewige Zeiten zugesichert. Außerdem waren darin Rechte eingeräumt, wie die unentgeltliche Entnahme von Holz nach Bedarf aus der später prinzlichen Forst („Wonzower Wald“) sowie die freie Viehweide im gleichen Walde und auch das Recht, Bier zu brauen. Diese Rechte in Bezug auf die prinzliche Forst wurden später durch einen Rezeß abgeändert und dafür das Fischereirecht im ganzen Mühlenteich bis zur Grenze des Bauern Behrendt erteilt. Dieses Fischereirecht, das früher mit dem Jagdrecht gekoppelt war und nur von der Forstverwaltung ausgeübt werden durfte, konnte nun vom Mühlengut allein ausgeübt werden.

Ferner waren lt. Urkunde die Bauern von Schwente und Umgebung verpflichtet, für die Mühle Hand- und Spanndienste zu leisten. Die Urkunde wurde in den Jahren 1730 und 1736 von den Nachfolgern der Fürstin, von den Dzalinskis, noch einmal durch Unterschriften bestätigt, und zwar als das Mühlengut von Carl Meyer an den Bruder Caspar Meyer überging. Bei der Gelegenheit möchte ich noch bemerken, daß der Komponist Frederic Chopin mit dem Fürstenhause Chartorysk nahe verwandt gewesen sein soll.

Im Jahre 1780 heiratete Carl Christian Gottlieb Meißner, geb. 30. 12. 1750 in Berlinchen, gest. 1. 11. 1831 in Wonzow, die Eva Rosine, geb. Meyer, verw. Crans, geb. 14. 1. 1751, gest. 4. 1. 1841 in Wonzow, die einzige Überlebende nach der seinerzeit herrschenden Pest und Cholera. Sie war damals die alleinige Erbin und Besitzerin des Mühlengutes Wonzow.

Dieser Carl Christian Gottlieb Meißner war Papierfabrikant und war der erste Carl der nun folgenden Generationen in Wonzow. Er vererbte das Mühlengut weiter bis zu Carl V., der nach der Flucht am 26. 1. 1945 und der Vertreibung von Wonzow am 14. 2. 1946 heute mit Karl VI. seit 1957 in Hannover eine neue Heimat auf einem eigenen Grundstück gefunden hat. Die Stadt Hannover will aber ausgerechnet über dieses Grundstück eine Straße bauen, so daß die endlich gefundene neue Heimstätte nochmals aufgegeben werden muß.

Karl Gerhard Meißner
(Wird fortgesetzt)

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Achtet das Lebendige!

Wenn im Gewühl des Verkehrs ab und zu eine Katze totgefahren wird, so halte ich das bestimmt für kein arges Unglück; einmal, weil diese vermehrungsfreudige Tierart deshalb bestimmt noch nicht ausstirbt, und zum anderen, weil uns Vogelschützern die vielen streunenden Katzen allerlei berechnete Sorgen bereiten.

Da tun mir, offen gestanden, die ungezählten wehrlosen Igel, die das nämliche Schicksal leider allzuoft erreicht, „viel mehr leid“, wie man so sagt.

Gar manchen solchen Igel habe ich schon von der Straße aufgehoben, um ihn vor dem Plattgewalztwerden zu bewahren, aber zumeist waren sie schon tot, diese Ärmsten, denen ihre sonst so unüberwindbare Waffe des Einrollens im Zeitalter der Technik zum todbringenden Verhängnis wird. Eine Reihe dieser aufgelesenen Igel zielt jetzt wenigstens irgendwelche Museen. (Vielleicht können die, welche nach uns kommen, so manche Tierart ohnehin nur mehr dort oder im Zoo bewundern?)

Und so sterben also heute Tag für Tag ungezählte Lebewesen, einige hunderttausend Stück Wild mögen es im Jahr sein, bestimmt ein paar Millionen Vögel und sonstiges Kleinleben, auf den Straßen unserer Heimat, und wir alle wissen, daß man eigentlich nicht viel dagegen tun kann. Wir möchten doch alle mitsammen ganz bestimmt die Vorzüge des neuzeitlichen Verkehrs und der Technik nicht missen!

Und dennoch, meine ich, ließe sich da noch manches durch ein klein wenig Gefühl und mit der oft zitierten „Ehrfurcht vor dem Leben“ besser machen.

Zwei kleine Beispiele sind mir dazu aus den letzten Tagen erinnerlich:

Auf einer neugebauten Schnellstraße, die mitten durch ein großes Waldgebiet führt, stoppte mich schon von weitem eine hübsche junge Frau, während ihr Mann offenbar an irgend etwas herumhantierte, das auf der Straße lag. Zunächst dachte ich, die beiden hätten irgendeinen Schaden an ihrem am Straßenrand stehenden hellblauen Volkswagen erlitten, bis ich näher kam: Da war aber eine ausgewachsene Ringelnatter (Blindschleiche), die ihren prächtigen Leib gemächlich über die Asphaltbahn wälzte, und eine Minute später, da saßen drei frohgestimmte Menschen wieder in ihrem Auto; ein unwichtiges kleines Lebewesen war gerettet. Ob den drei Menschen diese Minute Zeit an diesem Abend abgegangen ist?



Verlieren wir diese notwendige Achtung vor dem Lebendigen nicht nur deshalb, weil uns in dem Hasten nach Gewinn und in dem Hetzen nach Fortschritt und Vergnügen die Umwelt einfach so gleichgültig und fremd geworden ist?

Und dann war dieser graugestreifte, uralte Kater, der bestimmt manches Meisenkind und manche junge Singdrossel auf seinem Katzenschiff hatte. Er lebte nämlich völlig verwahrlost seit Jahren in den Gärten hinter meiner Wohnung. Leider wagte sich der gerissene alte Räuber nie ins freie Jagdrevier hinaus, wo ich ihn sonst längst schon erwischt hätte.

Vor drei Tagen aber, als ich frühmorgens mit dem Autobus zum Bahnhof gefahren bin, da sah ich ihn, den alten grauen Kater, wieder: Er lag tot auf der Fahrbahn der großen Hauptverkehrsstraße.

Längst hätte ich diese alte Katze vergessen gehabt; doch als ich nach vollen drei Tagen von meiner Reise zurückkam, da lag sie noch da, mitten auf der Fahrbahn der Hauptstraße.

Es war zwar kein stolzer alter Kater mehr, ein Lappen Stoff, ein Stück Blech, Pappe oder Holz vielleicht, so sah es wenigstens aus, lag dort auf der Straße.

Wie viele tausend Autos, wie viele tausend fühlender, denkender Menschen, die sich der Schöpfung Krone dünken, mögen über ihn hinweggerollt sein? Keinen hat dieser Anblick offensichtlich entsetzt, keiner fand es der Mühe wert, ein paar Sekunden nur anzuhalten, um die Tierleiche in den Straßengraben zu werfen!

Um so eigenartiger überkam mich da die Zufälligkeit eines Zusammentreffens mit jener alten „Tierschutztaunte“, die, gar viel unspottet, in dieser Gegend nach dem Rechten sieht; ausgerechnet in diesem Augenblick mußten wir an den plattgewalzten Relikten des alten grauen Katers zusammentreffen! „Das war der“, sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln, „über den wir uns schon einmal gestritten haben, weil sie behaupteten, er frißt alle Vögel hier in der Gegend, und man sollte ihn umbringen.“ „Jetzt ist er ja tot“, erwiderte ich etwas betreten und beruhigend, und sie klagte: „Aber wie, auf was für eine gefühllose Weise sie ihn zerschunden haben“, und dabei kratzte die alte „Tierschutztaunte“ die kümmerlichen Reste eines Tieres zusammen.

Auf dem Asphalt sah man die Umriss einer Katze wie im Bilderbuch abgedrückt.

Wir zwei, die alte Tierschutztaunte und der Naturschützer, haben uns im Anschluß an diese Katzensgeschichte noch lange und sehr freundlich und voller Verständnis unterhalten, und wir haben die Brücke gefunden, die uns beide verbindet: Sie, die Tierschützer, kümmern und sorgen sich um das einzelne, hilfsbedürftige Lebewesen, und wir, die Naturschützer, wollen die Lebensgrundlagen und die Lebensgemeinschaften mit allen ihren Tierarten erhalten. Beide aber haben wir eine gemeinsame Bitte an unsere Umwelt:

Achtet das Lebendige!

Neues vom Lastenausgleich

Wer ist mithelfender Familienangehöriger?

Mithelfende Familienangehörige ehemals Selbständiger — oder wie es im Gesetzestext heißt: von einem ehemals Selbständigen wirtschaftlich Abhängige — können unter bestimmten Voraussetzungen Unterhaltshilfe erhalten. Wer als wirtschaftlich Abhängiger zu gelten hat, ist bisher höchststrichlich nicht entschieden. Deshalb sind nach wie vor die Verwaltungsvorschriften des Bundesausgleichsamtes, die hierzu ergangen sind, von Interesse. Die Nichtanerkennung eines mithelfenden Familienangehörigen als wirtschaftlich abhängig erfolgt in der Regel aus zwei Gründen: erstens die Arbeitstätigkeit ging über Mithilfe hinaus und zweitens die eigenen Einkünfte waren zu hoch.

Arbeitete der mithelfende Familienangehörige voll, also wie eine bezahlte volle Arbeitskraft, im Betrieb des ehemals Selbständigen mit, droht der Einwand, der Antragsteller sei nicht abhängig gewesen, da es sich in Wirklichkeit um ein reguläres Arbeitsverhältnis gehandelt habe; ob Versicherungsbeiträge gezahlt worden sind oder nicht macht dabei keinen Unterschied. Die Gefahr, wegen zu intensiver Arbeitstätigkeit nicht als wirtschaftlich Abhängiger anerkannt zu werden, besteht dann nicht, wenn glaubhaft gemacht werden kann, daß der Verbleib in der Hausgemeinschaft und der Verzicht auf Erzielung eigener Einkünfte durch Arbeit in einem fremden Betrieb oder auch durch ein ordentliches Arbeitsverhältnis im Betrieb des verwandten Selbständigen in Übereinstimmung mit den Interessen der Familie und des den Unterhalt Gewährnden stand. Die Antragsteller dürfen also nicht versäumen, etwaige Erwerbsfähigkeitsminderungen (wodurch eine Erwerbstätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt beeinträchtigt wurde), etwaige Pflegetätigkeiten für alte Familienmitglieder, Beaufsichtigung der Kinder des Selbständigen und in größeren Betrieben gesellschaftliche Motive als Gründe für den Verbleib in der Haushaltsgemeinschaft des ehemals Selbständigen anzugeben.

Eigene Einkünfte (außerhalb der Bezüge in Ansehung der mithelfenden Tätigkeit) sind stets dann hinderlich, wenn sie 70 RM im Monat überstiegen. Lagen sie nur geringfügig höher, kommt Anerkennung der wirtschaftlichen Abhängigkeit eventuell dann noch in Betracht, wenn der Antragsteller seinerzeit pflegebedürftig war, auf Diätahrung angewiesen war, Alimentenverpflichtungen hatte oder ähnliche besondere Gründe dafür vorlagen, daß bei Einkünften von 70 RM Abhängigkeit noch bestand. Besonders hart ist die Bestimmung des Bundesausgleichsamtes, daß bei Anspruch auf volle freie Station (z. B. aus Erbvertrag oder Reichserbhofrecht) keine wirtschaftliche Abhängigkeit mehr anerkannt wird.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Jugend muß noch viel lernen

Von R. Lampe

Es war an einem Herbstabend, als drei Jäger, ein Gutsbesitzer, der Forstmeister und ein Studienrat, von der Fasanenjagd kamen und ihre Schritte zu der eingangs des Dorfes gelegenen Schenke lenkten. Leichte Nebelschwaden zogen über Wiesen und Felder, kalt stand die Mondsichel am Abendhimmel und neigte sich dem Untergange zu. Man war froh, in der warmen Gaststube noch mehrere Stunden verbringen zu können.

Als die Jäger den Raum betraten, stellten sie mit Befriedigung fest, daß kein Gast anwesend war. Vor dem großen Ofen hockte ein schwarzer Kater und äugte in die Glut. Aus dem Nebenzimmer erschien, etwas verschlafen, mit freundlichem Gesicht der Wirt und begrüßte devot die Ankommenden. Bald standen volle Gläser auf dem Tisch der kleinen Runde, und die aufkommende Fröhlichkeit deutete darauf hin, daß man vorerst nicht an Aufbruch dachte.

Eigentlich hatte es in der Absicht der Jäger gelegen, einen gemütlichen Skat zu spielen. Da sich aber eine Jagdgeschichte an die andere reihte, wurde es vorerst mit dem Kartenspielen nichts. Eben wurde der Studienrat aufgefordert, etwas zum Besten zu geben. Er nahm einen großen Schluck aus seinem Glas, räusperte sich und begann:

„Nun, meine Herren, da wir gerade von der Fasanenjagd kommen, so soll in meiner Erzählung von diesem Federwild die Rede sein, zumal sich daran eine Geschichte knüpft, die für mein Leben entscheidend werden sollte.“

Also: Ich war damals als junger Assessor in M. und lernte dort ein Mädels kennen, das es mir besonders angetan hatte. Aber die Sache war nicht ganz so einfach. Ihr Vater stellte sich durchaus gegen eine Verbindung, weil er nicht davon abgehen wollte, nur einem Kaufmann in sehr guten Verhältnissen seine einzige Tochter zur Frau zu geben. Der Schwiegersohn sollte später einmal sein Nachfolger werden. Und ich als Beamter kam dafür natürlich nicht in Frage, obwohl ich nicht nur auf mein Dienstinkommen angewiesen war. Und eben aus dem letztgenannten Grunde konnte ich mir auch Dinge leisten, die sonst einem Beamten kaum zugänglich sind; dazu gehörte auch die geliebte Jagd! Der Erzähler schwieg eine Weile und blickte versonnen den Rauchwölkchen nach. Dann fuhr er plötzlich fort:

„Ja, dieser Herr, der schließlich aber doch mein Schwiegervater ward, ich muß offen gestehen, ein sehr guter geworden ist, bewachte seine Tochter wie weiland Cerberus und verstand es meisterhaft, fast jede Gelegenheit eines heimlichen Treffens zu unterbinden.“

Aber, wie es immer so ist, Liebe macht erfinderisch! Meine Braut und ich überboten uns geradezu in Listen, die uns zu einem, wenn auch nur kurzen Zusammensein verhalfen. Aber diese Listen mußten oft gewechselt werden, und wir waren gezwungen, immer ausgefallenerere Mittel zu ersinnen.

An einem Nachmittage hatte ich einen Fasan geschossen, und wie ich diesen so in den Händen hielt, kam mir eine glänzende Idee. Ich griff in meine Tasche, nahm einen Zettel und schrieb darauf: ‚Luginsland 3‘. Das sollte heißen: Morgen nachmittag um 3 Uhr Treffpunkt an einer etwas erhöht stehenden Eiche vor der Heide. Diesen Treffpunkt hatten wir so getauft und uns — nebenbei vermerkt — dort auch den ersten Kuß gegeben.

Ich heftete das gefaltete Papier mit einem Faden unter den rechten Flügel des Fasans so geschickt, daß nur der ihn finden konnte, der den Fasan rupfte. Und das war im Hause meines Schwiegervaters für gewöhnlich die Arbeit meiner Edith.

Wie aber nun den Vogel in das Haus besorgen? Doch der Zufall kam mir zur Hilfe. Etwa 100 m von mir entfernt erschien hinter niedrigem Buschwerk plötzlich ein Junge, der interessiert etwas auf der Wiese suchte. Sofort ging ich auf ihn zu. Es war ein Sextaner, der bemüht war, für den naturkundlichen Unterricht des folgenden Tages eine Pflanze zu finden.

„Hör mal, Kleiner, willst du dir eine Mark verdienen?“, fragte ich. Der Junge blickte mich treuherzig an. ‚Wenn es ihr Ernst ist, schon‘, meinte er etwas ungläubig. ‚Natürlich ist es mir ernst. Weißt du, wo drüben im Ort die Wiesenstraße ist?‘ ‚Da wohne ich selbst, Wiesenstraße 7.‘ ‚Gut‘, sagte ich. ‚Also Wiesenstraße 10 wohnt ein Herr W. Dort bringst du den Fasan hin, gibst ihn ab und sagst, du hättest ihn in der Heide schußverletzt gefunden; inzwischen sei er verendet. Weil du nun wüßtest, daß Herr W. dort die Jagd gepachtet hätte, wolltest du den Fasan abliefern. Kann ich mich auf dich verlassen, daß du meinen Auftrag ausführen wirst?‘

Der Junge nickte lebhaft, erhielt das Geldstück und sagte: ‚Herrn W. kenne ich, ich gehe sofort.‘

Ich wanderte zufrieden weiter, froh darüber, Ediths Vater wieder einmal einen Streich spielen zu können, und sah bereits die Geliebte vor mir, die ich fast eine Woche nicht mehr hatte spre-

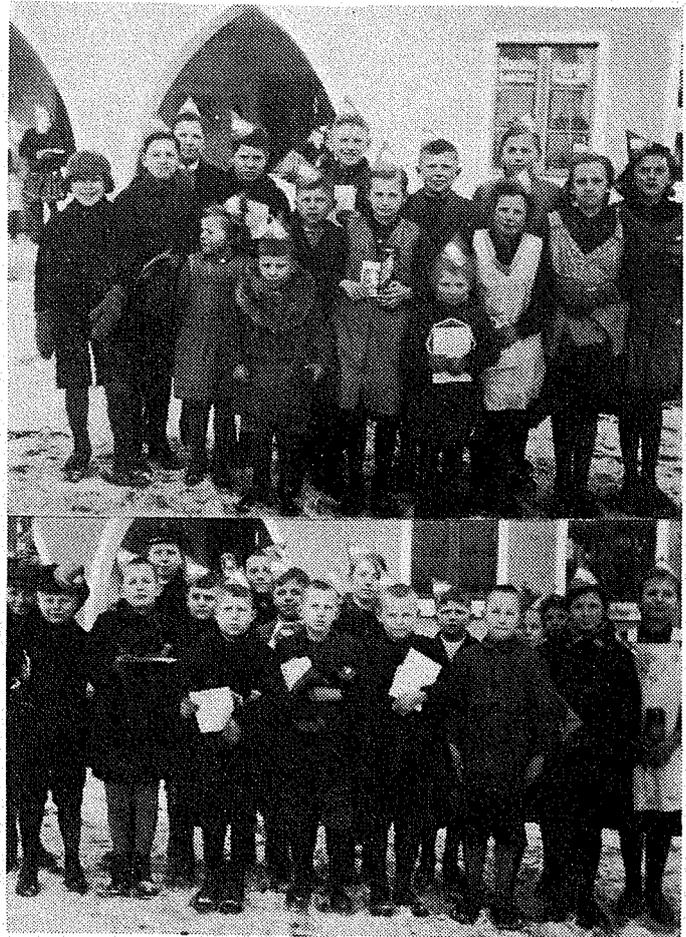
chen können, und — glaubte bereits ihre warme Hand und die Lippen zu fühlen ...

Am folgenden Tage war ich zur verabredeten Stunde beim ‚Luginsland‘ angekommen, fand aber statt Edith den Fasan vor, neben dem ein Zettel lag, auf den ihr Vater geschrieben hatte: ‚Lieber junger Jagdfreund F.! Wenn Sie glauben, daß sich ein Vater als Jäger und unter besonderer Berücksichtigung Ihrer Neigung zu meiner Tochter so leicht übertölpeln läßt, dann befinden Sie sich gewaltig auf dem Holzwege! Ich bin lange genug Jäger, um gelernt zu haben, daß in meiner Jagd gefundenes Wild nicht abgegeben wird. Ich rate Ihnen, künftig bessere Einfälle zu erfinden. Und damit Waidmannsheil! — Sehen Sie, meine Herren, diese beiden Worte: ‚junger Jagdfreund‘ gaben mir instinktiv die Entschlußkraft, einige Tage später um die Hand des Mädels — und mit Erfolg — anzuhalten. Offensichtlich mußte ich doch einen äußerst günstigen Eindruck bei ihrem Vater hinterlassen haben. Die Mutter fand, nebenbei vermerkt, sogleich Verständnis.“

Der Studienrat hatte geendet, legte sich weit in den Holzstuhl zurück, leerte sein Glas und sagte:

„Genau drei Monate später, am 23. Januar, hatten wir uns verlobt. Also, Prost meine Herren! Die nächsten drei Runden gehen zu meinen Lasten.“

R. Lampe



Böllzig. Aufnahmen von Schülern und Schülerinnen der Volksschule Böllzig. Die Bilder wurden in den dreißiger Jahren von einem Vertreter der Firma „Kornfrank“ aufgenommen. Vielleicht schreibt einer unser Böllziger Leser einmal darüber. Die Bilder wurden eingesandt von unserem Landsmann, Herrn Pfarrer Heinz Hinz in 7461 Isingen, Kreis Balingen (Württ.), Kirchstr. 35

Am 21. November 1968 wird unsere liebe Mutti,
Frau Emma Rost

früher in Steinborn, Kreis Schlochau, jetzt in 2805 Brinkum, Lindenstraße 15

75 Jahre alt

Herzliche Gratulation!

Die Kinder, Verwandten und Bekannten der Jubilarin.

Es werde - und es ward Licht in Förstenu

Gleich nach dem ersten Weltkrieg bemühte sich die Stadt Schlochau erneut und in verstärktem Maße darum, von der Überlandzentrale Belgard elektrische Energie zu erhalten. Die Überlandzentrale war gern bereit, diesem Wunsche entgegen zu kommen, machte aber für den Bau einer Speiseleitung bis Schlochau aus berechtigten wirtschaftlichen Erwägungen zur Vorbedingung, daß die im Zuge der zu errichtenden Leitung gelegenen Orte Stegers und Förstenu sich zur Abnahme von elektrischem Strom entschlossen. Belgard, das an dem Plan sehr interessiert war, suchte nun zunächst Stegers für einen Anschluß zu gewinnen. Das gelang, und nun war Förstenu dran. Eines Tages erschienen einige Herren im Gemeindeamt, um sich über die Aussichten eines Anschlusses von Förstenu zu informieren. Im Gemeindeamt fanden sie offene Ohren. Da in der kommenden Woche eine Generalversammlung des Raiffeisens stattfinden sollte, wurden die Herren gebeten, zu dieser Versammlung zu erscheinen. Denn daran würden die Gemeindevertretung und fast alle Bauern und Hausbesitzer teilnehmen. Das wäre eine günstige Gelegenheit, einem großen Kreis die Vorzüge der Elektrifizierung zu entwickeln. Und so geschah es dann auch. Nach der Generalversammlung des Raiffeisens entwickelten die Herren von der Überlandzentrale den Plan, die Vorzüge und die Kosten einer Elektrifizierung. Die Anwesenden, von jeher allem Fortschritt zugetan, waren begeistert. Sie beauftragten sofort den Gemeindevorstand, die weiteren Verhandlungen zu führen. Der Gemeindevorstand führte den Auftrag ohne Verzögerung aus und trat in präzise Verhandlungen mit der Überlandzentrale ein. Gleichzeitig wurde eine Strombezugs-genossenschaft gegründet, der fast alle Bauern und Hausbesitzer beitraten. Jetzt konnte mit den Installationsfirmen über Kostenvorschläge und Einzelheiten verhandelt werden. Dabei zeigte sich wieder der vorausschauende Weitblick der Förstenuer. Das Ortsnetz sollte trotz der höheren Kosten in massivem Kupfer ausgeführt werden. Und wenn schon, denn schon, an den wichtigsten Straßenabzweigungen müßten Straßenlampen angebracht werden. Es dauerte garnicht lange, dann waren alle Liefer- und Arbeitsverträge unter Dach und Fach und es konnte mit dem Bau begonnen werden. Die Überlandzentrale baute die Fernleitung und im Dorfe das Schaltheus für das Ortsnetz. Im Orte wurden die Masten und das Material für die Leitungen angefahren und mit dem Aufrichten begonnen. In den Häusern arbeitete die beauftragte Installationsfirma mit Hochdruck. Aber plötzlich trat auch die „APO“ auf den Plan. Ja, auch das gab es in Förstenu schon vor rund 50 Jahren. Nur kannte man damals noch nicht diesen Namen, denn der ist ja erst in den letzten Jahren in den deutschen Sprachschatz aufgenommen. Damals verwandte man den gut deutschen und verständlichen, oft treffend bezeichnenden Namen „Stänker“ dafür. Da hatten doch einige Herren ausgerechnet, daß die Bauern und Hausbesitzer die entstehenden Kosten niemals aufbringen könnten und am Bettelstab von Haus und Hof gehen müßten. Mein Schwiegervater, mein Schwager und ich, wir drei als die Hauptverantwortlichen für das Unheil, das über das Dorf hereinbrechen würde, müßten im See ertränkt werden. Aber die „APO“ kam mit ihren Argumenten zu spät, da die Arbeiten schon viel zu weit fortgeschritten waren, fand sie gottlob auch keine willigen Ohren.

Und dann war endlich der ersehnte Tag gekommen, an dem Leben in die Leitungen fließen sollte. Zur festgesetzten Stunde wurde der Hausanschluß eingeschaltet, und es folgte ein kurzer Kontrollgang durch Haus und Stallungen, ob auch alle Schalter in „Ausstellung“ standen. Die Hauptbesichtigung folgte dann nach Einbruch der Dunkelheit, denn für die meisten war ja zunächst einmal das Licht die Hauptsache. Und dabei gab es manches „Ah“ und „Oh!“ Ja, das war doch anders als bisher. In allen Zimmern war es hell. Im Wohnzimmer hatte die kleine, an der Wand neben der Ofenbank befestigte, Petroleumlampe mit dem Spiegel an der Rückseite bisher auch Licht gegeben. Man hatte dabei doch auch stopfen, flicken und nähen gekonnt oder können müssen. Doch jetzt war es ganz anders. Man konnte an jedem Platz des Zimmers diese Arbeiten verrichten. Aufgehört hatte das Nachfüllen von Petroleum, das Säubern des Dochtes und Zylinderputzen. Die Lampe konnte verschwinden. Und dann eine Schalterdrehung an der Haustüre, und der Hof war hell. Die Hauptüberraschung erfolgte aber beim Eintritt in die Stallungen. Wie bequem war es doch jetzt, wenn die Pferde ihr Nachfutter bekommen mußten, oder es zu kontrollieren galt, wie weit die Sau mit dem Ferkeln oder die Kuh mit dem Kalben war. Die umständlichen Stalllaternen konnten für eventuelle Notfälle aus dem Wege gestellt und aufgehoben werden. Dort, wo sich die Bauern auch Kraft gesichert hatten, wurden am folgenden Tage die Motoren ausprobiert. Wie leicht war es doch jetzt geworden, unabhängig von Wind und Wetter in der geschützten Scheune Häcksel zu schneiden oder zu dreschen. Selbst die Pferde profitierten von der neuen

Errungenschaft. Sie wurden nicht mehr enttäuscht, wenn sie von der Feldarbeit nach Hause kamen. Sie kamen dann tatsächlich in den Stall und ans Futter, während sie vorher noch oft genug in das Göpelkarussell gespannt wurden, weil noch Häcksel geschulden werden mußte. Ein Göpel nach dem anderen verschwand und gestaltete durch seinen Wegfall die Hoflage bequemer und sauberer. Eine neue Zeit war angebrochen, und alle Menschen waren glücklich, diesen Umbruch erlebt zu haben.

Und wie sah diese neue Zeit in finanzieller Hinsicht aus? Am meisten profitierte die Gemeinde als Ganzes davon. Durch das Schaltheus fürs Ortsnetz und das später erbaute große Schaltheus für eine Stickleitung floßen beinahe mehr Steuern in die Gemeindekasse, als alle Bauern zusammen aufbrachten. Also hatten auch diejenigen Einwohner Nutzen von der Elektrifizierung, die, wie die Abbauten, nicht an das Ortsnetz angeschlossen werden konnten. Und wie sah es mit dem Bettelstab aus, der den Bauern prophezeit war? Ich habe in den späteren Jahren keinen einzigen feststellen können. Wo für die ersten Ausgaben vielleicht hatte ein Darlehen helfen müssen, konnte es durch den Beginn der sonst schrecklichen Inflation leicht und schnell abbezahlt werden. Im Gegenteil, manche Bauern waren nun erst auf den Geschmack gekommen. Als Ersatz der Dreschmaschinen wurden Dreschsätze mit kompletter Reinigung und Strohschüttler mit Strohpressen angeschafft. Dadurch wurde das Dreschen erst richtig zur Freude. Und nicht nur Licht und Kraft kamen durch die Drähte ins Haus, ein großes Stück der weiten Welt kam als Krönung des Ganzen hinzu. Es war ja die Zeit des Rundfunks gekommen.

Wo war nun aber die „APO“ geblieben? Sie war ganz still geworden, sie hätte höchstens erwarten können, daß ihr mit bezeichnendem Fingertippen an die Stirn ein „Vögelchen“ angedeutet wurde. Kein Bauer oder Hausbesitzer hat zum Bettelstab greifen müssen, und auch wir drei sogenannten Hauptschuldigen an dem vorhergesagten Unheil entgingen dem nasen Tod im See und haben uns noch viele Jahre an dem Fortschritt in der Gemeinde erfreuen können.

Hugo Zint

Zum Tode eines alten Schlochauer

Am 15. Oktober 1968 verstarb im Alter von 83 Jahren der

Bäckermeister i. R.

Clemens Kluck

aus Schlochau.



Am 29. 12. 1885 in Heinrichswalde geboren, machte er sich im Jahre 1913 in Schlochau in der Königstraße selbstständig. Als Obermeister der Schlochauer Bäckerinnung führte er mit seiner Ehefrau Martha und seinen sechs Kindern ein gastliches Haus, in welchem vor allem die Musik gepflegt wurde und in dem sich Freunde und Bekannte der Familie gern trafen.

Nach der Vertreibung wurde sein Haus in Itzehoe (Holstein) wiederum der Mittelpunkt für seine Kinder und Enkel. Hier beging er im April des Jahres 1963 mit seiner Ehefrau das Fest der Goldenen Hochzeit, auf der es ein großes Wiedersehen mit vielen Verwandten, Freunden und Bekannten gab. Einige von ihnen sahen sich zum ersten Male nach fast zwanzig Jahren wieder. Ein Jahr später, im März 1964, verstarb seine Ehefrau.

Clemens Kluck bleibt einem großen Freundes- und Bekanntenkreis als aufgeschlossener und geselliger Mensch und als eine lebenserfahrene Persönlichkeit in Erinnerung. Er liebte seinen Garten, reiste gern und oft und fühlte sich als rüstiger Vater, Groß- und Urgroßvater sehr wohl im Kreise der Jugend und aller Junggebliebenen, denen er stets mit Rat und Tat zur Seite stand.

Werbt für unsere Heimatzeitung!



Empfehlenswerte Bücher zum Weihnachtsfest

Der deutsche Ritterorden und seine Burgen

100 Bilder mit ausführlichem Text. Das einzige Werk mit der Geschichte des Deutschen Ritterordens. Großformat
DM 7,80

Heinrich von Plauen

Der spannende Roman um den Hochmeister des Deutschen Ritterordens. Von Ernst Wichert. 496 Seiten. Leinenband
DM 13,80

Besuche vor dem Untergang v. Alvensleben/Koenigswald

Aus Tagebuchaufzeichnungen Udo von Alvenslebens über Verwandtenbesuche in über 140 Gutshäusern und Schlössern wurde dieser Band über Adelssitze zwischen Altmark und Masuren zusammengestellt. Es entstand ein sehr persönliches Erinnerungsbuch, das Zeugnis ablegt vom Leben und Schicksal des Landadels jenseits der Elbe. 256 Seiten mit 96 Abbildungen. Leinenband
DM 20,—

Die Vollendeten

Vom Opfertod grenzmärkischer Priester 1945/48

Zusammengestellt von Dr. theol. J. Schulz (früher Flatow und Pr. Friedland). Leinenband
DM 3,80

Der Feldzug 1939 in Polen

Von General der Panzertruppe Nikol. v. Vormann
Erste exakte und kriegsgeschichtlich belegte Darstellung, die einen Einblick in die damalige Kriegsführung gibt. Mit vielen Landkarten, graphischen Darstellungen und Skizzen. Leinenband
DM 22,—

Ostpommerns Küste in 144 Bildern

Ein Buch der Erinnerung. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Westpreußen in 144 Bildern

In diesem Großband wird die Provinz Westpreußen in ihren Grenzen von 1918 gezeigt. Leinenband
DM 14,80

Stettin in 144 Bildern

Ein einzigartiges Bildwerk von der deutschen Handelsmetropole an der Ostsee. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Danzig in 144 Bildern

Ein Spaziergang durch die schönen, alten Gassen der Hansestadt, zu den herrlichen Kirchen und Gebäuden, hinaus zum Weltbad Zoppot und zurück über Oliva und Langfuhr. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Die Kurische Nehrung in 144 Bildern

Eine Bilderreise durch eine einzigartige Landschaft am Rande Ostpreußens. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Das Riesengebirge in 144 Bildern

Die Heimat Rubezahl in ungewöhnlich schönen Aufnahmen. Großformat mit Orientierungskarte. Leinenband
DM 14,80

Von Memel bis Trakehnen in 144 Bildern

In diesem Band wird noch einmal das berühmte Gestüt Trakehnen im Bild gezeigt. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Masuren in 144 Bildern

Vom „Land der tausend Seen“ und seinen dunklen Wäldern. Großformat. Leinenband
DM 14,80

Die schöne Heimat

Bilder aus Ost-, Mittel- und Westdeutschland. Großformat. Leinenband
DM 17,50

(Bildbände über unsere Heimatkreise Schlochau und Flatow sind noch nicht lieferbar)

Pommern im Bild

Bildpostkartenkalender für das Jahr 1969 mit 24 Ansichtskarten pommerscher Städte.
DM 4,40

Westpreußen-Jahrbuch 1969

160 Textseiten und 16 Kunstdruck-Bildseiten
broschierte Ausgabe
DM 8,80
in Ganzleinen gebunden
DM 10,80

(Ältere Jahrgänge können noch besorgt werden, Preis auf Anfrage)

*

Straßen- und Eisenbahnkarte von Pommern

Maßstab 1 : 300 000 in 6 Farben. Sehr genaue Karte aus dem Jahre 1961.
DM 7,40

Kunstblatt „Der Schlochauer Ordensburgturm mit ev. Kirche“

im Format 32 x 38 cm einschließlich Versandrolle
DM 5,50

Kreiskarten von unseren Heimatkreisen

und von sämtlichen Kreisen Ostdeutschlands sowie Meßtischblätter von den einzelnen Ortschaften unserer Heimatkreise und ganz Ostdeutschlands können besorgt werden und sind auch zum Teil sofort lieferbar.

Bei Vorauszahlung des Betrages erfolgt portofreie Lieferung!

Bitte richten Sie Ihre Bestellung recht bald an das Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postf. 5045

(Fortsetzung von der 1. Seite)

Nach schweren Kriegsjahren, die mich nach Ostgalizien, zu einer türkischen Division, nach Russisch-Polen und dann nach Frankreich führten, nahte der Oktober 1918. Wir standen nach den weiten Wegen, die mich bis zur Marne führten, wieder im Raume Laon. Der Chemin des Dames war unser Schicksal. Infolge der Ereignisse an den Fronten entstand auch bei uns, einer schweren Batterie, die viele Westpreußen in ihren Reihen hatte, eine unbestimmbare Unruhe. Es wußte niemand etwas Genaueres, aber Gerüchte schwirrten umher. So auch, daß die Städte Danzig und Thorn polnisch werden würden. Die Unruhe wuchs mit den Tagen, bis etwa im Anfang November 1918 die Gerüchte Formen anzunehmen schienen und am 11. November 1918 die Waffen schwiegen, die französischen Gefangenen aus den rückwärtigen Gebieten sich in die Heimat aufmachten und unsere Wege oft kreuzten. Aus diesen Kreisen hörten wir schon nähere Nachrichten. Sie wußten mehr als wir, denn auch damals funktionierte der „geheime Nachrichtendienst“ scheinbar ausgezeichnet.

So ging es dann bereits mit gemischten Gefühlen der Heimat entgegen, unsicher geworden, was uns dort erwarten würde, ob das Gehörte Wahrheit wäre, und voller Zweifel. In Graudenz löste sich die Einheit am 30. Dezember 1918 für immer auf.

Die Unruhen der Revolution begleiteten unsere Wege bis zur Haustür, zumal am 27. Dezember in Posen der Aufstand der

Polen ausbrach und uns fast zur Gewißheit werden ließ, was uns erwartete. So kam es denn auch, daß unsere Jahrgänge, nachdem ich auch in meiner Familie den ersten Toten des Aufstandes zu betrauern hatte, in der ersten Januar-Woche 1919 wieder zu den Waffen gerufen wurden.

Jetzt ging es um unsere engste Heimat, standen doch schon die kämpfenden Verbände bei Kolmar in Posen, also südlich Schneidemühl. Den Ausgang dieses Zeitabschnittes setze ich als bekannt voraus. Bekannt war auch, daß die Voraussagen und Gerüchte der Front Tatsachen wurden. Ab 20. Januar 1920 — trotz aller Abstimmungen mit mehr oder weniger Erfolg — ging unser Osten fast ganz verloren. Er wurde Ausland. Die erste Völkerwanderung setzte ein, wenn auch noch — gemessen an den Vorgängen des Jahres 1945 — einigermaßen menschlich.

Diese Ereignisse fallen in den Monat Januar und in die folgenden Monate der Jahre 1919—1920, mit ihren Bestimmungen über die Option für die angestammte Reichszugehörigkeit und anderes mehr.

Lassen Sie mich in den nächsten Abschnitten, die Anfang des kommenden Jahres auch 50 Jahre zurückliegen, darauf zurückkommen.

Bis zum wirklich bitteren Ende, dem Ende der Illusionen. —
Johannes Seele

Familien-Nachrichten

Veröffentlichungen in aller Kürze kostenlos (Bildpreis auf Anfrage) Mehrzeilen (Grüße usw.) müssen berechnet werden.

Geburtstage Kreis Schlochau

- 92 Jahre alt am 18. November Bauunternehmer Ernst Düren aus Pr. Friedland, Steinborner Straße. Jetzt wohnt er in 1 Berlin 44 (Neukölln), Friedelstraße 11
- 89 Jahre alt am 9. November Ldsm. Johann Wollschläger aus Prechlau (am See). Jetzt: 53 Lengsdorf bei Bonn, Im Ellig 65
- 86 Jahre alt am 17. November Frau Franziska Ziepke geb. Schieschke aus Niesewanz. Jetzt wohnt sie in 3371 Hachenhausen über Seesen und sendet allen lieben Bekannten herzliche Grüße. Ihre Tochter, Frau Elisabeth Hammer geb. Ziepke, welche mit ihrem Ehemann im gleichen Ort wohnt, wurde am 31. Oktober 56 Jahre alt.
- 86 Jahre alt am 26. November Ldsm. Adolf Mielke aus Pr. Friedland. Jetzt: 1 Berlin 19, Königin Elisabeth-Straße 62
- 84 Jahre alt am 29. November Ldsm. Friedrich Lehmann aus Landeck. Jetzt: X 154 Falkensee bei Berlin (Kr. Nauen), Konstanzer Straße 5a
- 84 Jahre alt am 5. Dezember Ldsm. Karl Raddatz, früher beschäftigt gewesen bei der Kreissparkasse in Schlochau, während seine Ehefrau am 14. Januar 1969 ihren 79. Geburtstag begehen kann. Jetzt: 3261 Silixen 24 über Rinteln
- 82 Jahre alt am 12. November Frau Helene Redetzke aus Arnberg/Pr. Friedland. Jetzt: 4406 Drensteinfurt, Mühlencolk 4
- 82 Jahre alt im November Frau Helene Minten geb. Rosenkranz aus Schlochau-Kaldau. Bei guter Gesundheit grüßt sie alle ihre Bekannten. Jetzt wohnt sie bei ihrer Tochter Sophia in 4151 Tönisberg, Kr. Kempen
- 77 Jahre alt am 28. November Schwester Auguste Krause aus Pr. Friedland. Sie wohnt jetzt in X 3705 Ilsenburg (Harz), Pannierstraße 17
- 70 Jahre alt am 17. November der Landwirt Rudolf Utz, früher Steinburg, Neustettin und Mossin. Jetzt: 2058 Lauenburg (Elbe), Sonnenweg 10
- 70 Jahre alt am 15. November der frühere Organist Hans Pöplau aus Förstenau. Jetzt: X 5601 Breitenworbis über Leinefelde (Thür.)
- 70 Jahre alt am 30. November der frühere Gastwirt und Kaufmann Paul Flatau aus Förstenau. Auf diesem Wege grüßt er alle seine alten Schulkameraden und alle, die ihn kennen. Jetzt: 45 Osnabrück, Natrufer Straße 88
- 67 Jahre alt am 19. Oktober Ldsm. Hermann Roggenbuck aus Starsen. Es wünschen ihm noch nachträglich alles Gute: seine Ehefrau Martha, seine fünf Söhne, zwei Töchter und sechs Enkel. Jetzt: 7992 Tettwang-Bürgermoos, Karlsdorfer Str. 32
- 66 Jahre alt am 8. Oktober Ldsm. Albert Gohr aus Hammerstein, Mackensenstraße und Stegers. Jetzt: 4 Düsseldorf, Sommersstraße 19
- 66 Jahre alt am 8. Dezember Frau Frieda Zolland geb. Redmann aus Pr. Friedland. Sie wohnt jetzt mit ihrer Mutter in 1 Berlin 62, Crellestraße 35
- 65 Jahre alt am 24. Oktober Ldsm. Herbert Schramm aus Hammerstein, Schloßstraße. Jetzt: 282 Bremerhaven, Am Oberkamm
- 62 Jahre alt am 8. November Dachdeckermeister Kurt Vergin aus Hammerstein, Bergstraße 16. Jetzt: 46 Dortmund, Gronastraße 14

Geburtstage Kreis Flatow

- 95 Jahre alt am 29. November Frau Ida Lünser geb. Steffan aus Battrow. Seit neun Jahren lebt sie bei ihrer jüngsten Tochter Käthe in 3119 Medingen, Hintzestraße 5. Allen Bekannten sendet sie herzliche Grüße.
- 81 Jahre alt am 1. Dezember Frau Barbara Radjitzki geb. Miehlke aus Radawnitz. Sie wohnt jetzt bei ihrer Tochter Frau Gertrud Junker in 6711 Frankenthal (Pfalz)-Mörsch, Rutbertstraße 3b und grüßt von dort alle ihre Bekannten und Freunde aus Radawnitz.
- 89 Jahre alt am 10. November Frau Anna Sandt aus Grunau. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Wilhelm in 2901 Kampe über Oldenburg.
- 77 Jahre alt am 16. November Ldsm. Erich Klerke aus Kappe, Kreis Flatow. Jetzt wohnt er bei seiner Tochter, Frau Irmgard Pabst in 493 Detmold, Sprottauer Straße 36
- 75 Jahre alt am 18. Oktober Frau Alwine Tschirchwitz geb. Heese aus Tarnowke. Jetzt: 1 Berlin 44, Reuterstraße 31
- 75 Jahre alt am 7. Dezember Frau Minna Kallies geb. Bleick, geboren in Tarnowke und seit dem Jahre 1911 in Berlin lebend. Jetzt: 1 Berlin 41, Benzmannstraße 36
- 75 Jahre alt am 3. Dezember Postschaffner i. R. Georg Lütke aus Gursen. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 3263 Strücken Nr. 12, Post Exten über Rinteln.
- 73 Jahre alt am 21. November Frau Valeria Schmidt geb. Lütke aus Gursen. Jetzt: 581 Witten (Ruhr), Gemeindeck Nr. 1 (Siedlung).

Bestandenes Examen

Manfred-Ulrich Ruhnke, Sohn der Eheleute Franz und Mathilde Ruhnke aus Baldenburg, Bahnhofstraße, bestand am 28. Oktober 1968 an der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg das Lehrexamen. Jetzt: 4572 Essen (Oldbg.), Brook

Silberhochzeiten

Am 12. November 1968: der frühere Landwirt Karl Stülz und Frau Lilli geb. Rutz aus Hasseln, Kreis Schlochau. Jetzt: 4735 Enniger (Westf.), Wiemstraße 10

Am 26. November 1968 Ldsm. Clemens Dahlke und Frau Anni geb. Peplinski aus Schlochau, Am Bahnhof (Ehefrau aus Pollnitz). Jetzt: 435 Recklinghausen, Herner Straße 320

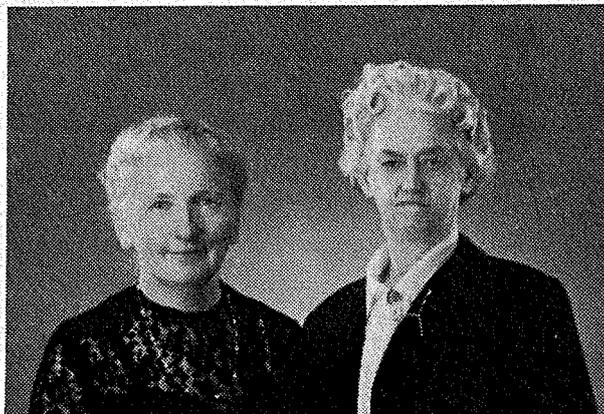
Am 11. Dezember 1968: Ldsm. Erhard Kuchenbecker und Frau Ruth geb. Padditz aus Pr. Friedland. Herzlichen Glückwunschl Ihre Anschrift: 2405 Ahrensböck, Kr. Eutin

Am 15. Dezember 1968: Ldsm. Werner Gründling und Frau Elisabeth geb. Grohé aus Krojanke, Bahnhofstraße. Jetzt: 497 Rehme, Sonnenkamp 7

40 Jahre verheiratet

Die 40. Wiederkehr ihres Hochzeitstages begehen am 20. November 1968 Ldsm. Martin Renk und Frau Else geb. Gohr aus Hammerstein, Viehmarkt 6. Jetzt: 5672 Leichlingen (Rhld.), Bremsen 51

Goldene Konfirmation



Zur Feier der goldenen Konfirmation am 22. September 1968 in der Stadtkirche zu Rotenburg (Han.) waren unter den mehr als 100 früheren Konfirmanden auch zwei aus dem Kreise Schlochau erschienen. Klara Krause geb. Hoppe aus Eisenhammer und später Krojanke und Gertrud Dobberstein aus Firchau, jetzt: 213 Rotenburg (Han.), Langemackstraße 22/b. Beide grüßen hiermit alle ihre Bekannten aus der Heimat.

Diamantene Hochzeit

Ihre Diamantene Hochzeit begehen am 24. November 1968 die Eheleute Richard Schulz und Frau Helene geb. Jaedicke aus Flatow. Jetzt: 8503 Altdorf, Eichenstraße 7

Es starben fern der Heimat

Ldsm. Hermann Rink aus Wehnershof, Kreis Schlochau am 19. Juni 1968 im Alter von 80 Jahren. Zuletzt: X 6051 Rappelsdorf, Kr. Suhl

Frau Martha Wedel aus Baldenburg am 29. September 1968 kurz vor Vollendung ihres 70. Lebensjahres. Zuletzt: X 27 Schwerin (Meckl.), Walter-Rathenau-Straße 26

Kontrollinsp. i. R. Friedrich Haerter aus Baldenburg, Köslin und zuletzt Spantekow über Anklam am 18. Oktober 1968 im Alter von 90 Jahren.

Landwirt Paul Lietz aus Flötenstein am 18. September 1968 im Alter von 74 Jahren. Zuletzt: 4835 Rietberg, Staufensteinstraße 5

Bauer Bruno Rehbein aus Kölpin, Kreis Flatow am 24. September 1968 im 65. Lebensjahr. Zuletzt: X 2031 Schwichtenberg (Vorpom.)

Frau Olga Wachholz geb. Baumann aus Tarnowke am 28. Oktober im 70. Lebensjahr. Zuletzt: 3341 Leinde über Wolfenbüttel

Frau Berta Weitsch geb. Domke aus Krojanke. Zuletzt bei ihrer Tochter Dorothea Hueske-Weitsch in 4618 Kamen (Westf.), Lessingstraße 10

Anschriftenänderung

Paul Sandt und Frau Elfriede aus Domschlaff, Kreis Schlochau. Jetzt in ihrem Eigenheim in 4501 Lechtingen, Kreis Osnabrück, In den Reuten 2

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

80 Jahre alt wird am 8. Dezember 1968
Herr Otto Böhnke
früher Schmiedemeister in Stretzin,
Kreis Schlochau

Zu diesem Ehrentage gratulieren ihm recht herzlich seine Ehefrau Ida, alle Kinder sowie Enkelkinder und wünschen ihm alles Gute.

Der Jubilar wohnt jetzt mit seiner Ehefrau in 46 Dortmund-Husen, Kühlkamp 3. Beide Eheleute erfreuen sich noch einer guten Gesundheit und grüßen alle ihre Bekannten und Heimatfreunde.

Mein lieber Mann, unser guter Vater und Großvater

Ernst Zöpke

* 1. 10. 1894 † 1.11. 1968

Schmiedemeister aus Mossin

ist heute nach langer, schwerer Krankheit eingeschlafen.

Frieda Zöpke geb. Michel
und Kinder

X 2711 Ullitz, Kreis Schwerin

Am 15. Oktober 1968 entschlief nach einem erfüllten, schaffensfreudigen Leben unser herzensguter, treusorgender Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa, Bruder, Schwager und Onkel

Clemens Kluck

Bäckermeister i. R.

gestärkt durch die Gnadenmittel unserer heiligen Kirche, im Alter von 83 Jahren.

In stiller Trauer:

Elisabeth und Hermann Kuklinski
Magdalena und Heinrich Krause
Johannes und Hedwig Kluck
Bernhard und Ilse Kluck
Katharina und Rita Kluck
Enkel und Urenkel

221 Itzehoe-Tegelhorn, den 15. Oktober 1968
Twietbergstraße 37a

Früher: Schlochau

Nach langer, schwerer Krankheit verstarb am 15. Oktober 1968 unser lieber Vater, Schwiegervater und Opa

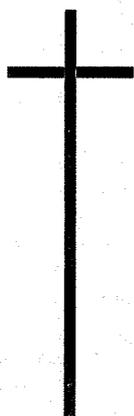
Johann Plonski

im Alter von 65 Jahren.

Im Namen aller Angehörigen
Irmgard Nega geb. Plonski

3151 Hämelerwald, Steinfurtriede 384
Früher: Prechlau, Kreis Schlochau

Die Trauerfeier fand am 18. Oktober 1968 in der St. Bernwardskirche zu Lehrte statt.



Fern ihrer geliebten, unvergeßlichen Heimat ist heute unsere liebe, treusorgende Mutti, Schwiegermutter, Omi, Schwägerin und Tante

Gertrud Korpál

geb. Cisek

wohlvorbereitet mit den Tröstungen der heiligen Kirche, im Alter von 75 Jahren für immer von uns gegangen.

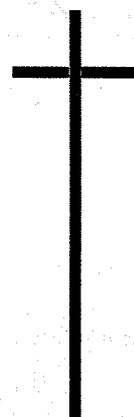
In stiller Trauer:

Ursula Korpál
Margarete Gegg geb. Korpál
und Familie
Hildegard Kern geb. Korpál
und Familie
und alle Anverwandten

758 Bühl, den 25. September 1968

Finkenstraße 3

Früher: Flatow, Franz-Seldte-Straße 3



Vater, in Deine Hände
befehle ich meinen Geist.
Du hast mich erlöst.
Herr Du treuer Gott.

Psalm 31,6

Plötzlich und unerwartet entschlief heute mein lieber Mann, unser guter Vater, Großvater, Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel

Reinhold Rost

kurz vor Vollendung seines 72. Lebensjahres

In stiller Trauer:

Emma Rost
Kinder, Enkelkinder
und alle Angehörigen

2805 Brinkum, den 28. Oktober 1968

Lindenstraße 15

Früher: Steinborn, Kreis Schlochau

Die Trauerfeier fand am Freitag, dem 1. 11. 1968, um 12.45 Uhr in der Friedhofskapelle in Brinkum statt.

O Gott, Du Schöpfer und Erlöser aller Gläubigen, laß der Seele Deines Dieners Bruno Gnade angedeihen und führe sie ein in die Freuden Deiner ewigen Herrlichkeit durch Jesus Christus, unseren Herrn. Amen.

Zur Erinnerung an unseren lieben Sohn, Bruder, Schwager, Onkel und Paten

Bruno Roggenbuck

der am 16. Oktober 1968 im 35. Lebensjahr von uns gegangen ist.

Die trauemden Hinterbliebenen:

Hermann Roggenbuck mit Frau
Martha geb. Arndt
Paul Roggenbuck
Hermann Roggenbuck
Hildegard Eberding mit Familie
Hubert Roggenbuck mit Familie
Ursula Roggenbuck mit Kindern
Leo Roggenbuck
Heinz Roggenbuck

7992 Tett nang-Bürgermoos, Karlsdorfer Straße 32

Früher: Starsen, Kreis Schlochau

Mein lieber Mann, unser guter Vater

DR. LUDWIG BRANDT

ist heute im Alter von 63 Jahren von uns gegangen.

Hilde Brandt geb. Bartz
Dr. Olaf Brandt
Angelika Johnson geb. Brandt
Susanne Brandt

469 Herne, den 28. Oktober 1968
Wallburgstraße 9

Früher: Schlochau

Nach einem tapferen Leben entschlief unsere liebe, treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Schwester, Oma, Ur-oma und Tante

Frau Mathilde Rook

geb. Ringsleben

im 94. Lebensjahr.

Im Namen aller trauernden Hinterbliebenen

Berlin-Weißensee, den 2. November 1968

Früher: Schlochau, Woltersdorfer Weg 7

Lehre mich, Deinen Willen zu tun,
denn Du bist mein Gott!

Nach langer, mit Geduld ertragener Krankheit verstarb, versehen mit der Gnade des Herrn, unser lieber Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Johann Zepf

geb. am 29. 9. 1892 gest. am 17. 9. 1968
Kluckowo (Kr. Flatow) 14.45 Uhr in Gaschwitz

In stiller Trauer,
im Namen der Angehörigen:

Familie Franz Peter und Frau
Brigitte geb. Zepf
35 Kassel, Hafestraße 28

Familie Johann Zepf und Frau
Marianne geb. Zieger
X 402 Halle (Saale), Dorotheenstr. 18

als treusorgende Pflegerin
Elfriede Hoffbauer

Früher: Flatow, „Weg hinter der Bahn“

Ausgelitten hab' ich nun, bin am frohen Ziele,
von den Leiden auszuruhen, die ich nicht mehr fühle.
Kein Arzt fand Heilung mehr für mich,
Jesus sprach, ich heile dich.

Gott, der Herr, nahm heute nach längerem Leiden, jedoch plötzlich und unerwartet, meinen treusorgenden Mann, unseren lieben Vater, Schwiegervater und herzensguten Opa, unseren Bruder, Schwager und Onkel

Johannes Wollschläger

(ehemaliger Bürgermeister der Gemeinde Eickfier,
Kreis Schlochau)

im Alter von 70 Jahren zu sich in die Ewigkeit. Er starb, versehen mit den Sakramenten der röm.-kath. Kirche.

In stiller Trauer
Anna Wollschläger geb. Nitz
Paul Wollschläger
Dorothea Wollschläger
Beate als Enkelin
und Anverwandte

4018 Langenfeld, den 14. Oktober 1968
Stefenshovener Straße 14
Früher Eickfier, Kreis Schlochau

Für die vielen Beweise aufrichtiger Teilnahme beim Hinscheiden meiner lieben, guten Frau, unserer treusorgenden Mutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Ida Wojahn geb. Wordell

spreche ich Ihnen hiermit auch im Namen meiner Kinder, Enkelkinder sowie aller Verwandten meinen herzlichsten Dank aus.

Paul Wojahn

58 Hagen i. Westf., im Oktober 1968
Mühlenstraße 4

Für die vielen Beweise der Teilnahme beim Hinscheiden meiner lieben Mutter, Frau Hedwig Modrow geb. Schweinin aus Schlochau, sage ich allen auch im Namen aller Angehörigen meinen herzlichsten Dank.

Elisabeth Weigel geb. Modrow

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Auslandspreis jährlich 12,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 5045 bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ verzeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

Letzter Einsendetag für die
Ausgabe Dezember 1968

2. Dezember